

**G**eschichten

und

**S**agen

gesammelt und zusammengestellt von

**D**ieter **F**riedl

2010



# Geschichten und Sagen

Quellenverzeichnis .....	6
Niederösterreich / Weinviertel .....	7
Der gefräßige Ziegenbock .....	7
Altlichtenwarth .....	7
Das blutige Kirchweihfest in Altlichtenwarth .....	7
Bernhardsthal .....	8
Der Baderlehrling .....	8
Der erste Schultag .....	8
Der menschenfreundliche Arzt .....	8
Der verflixte Perpendikel .....	8
Der Hexenschuss .....	9
Der Kaspar Müllner-Wetterwinkel .....	9
Der Wassermann .....	10
Die erste Religionsstunde .....	10
Die Geschichte vom Galgen .....	10
Die Sage von der öden Kirche .....	11
Das untergegangene Ebenfeld .....	11
Und lossn's ma Ihr'n Mau schee griaß'n .....	11
Geh nit heim! .....	12
Das uralte Kirchlein .....	12
Haustaufe im Lahenschlüssel .....	13
Großkrut (Böhmischkrut) .....	15
Da Moarischdoaschinder .....	15
Der Teufelsspuk vom Mühlwald .....	15
Die kleinen Krebse aus Großkrut .....	16
Geschichte vom Hohen Stoa .....	18
Hausbrunn .....	19
Die verhexte Kuh .....	19
Hohenau .....	20
Das brennende Geld .....	20
Das weinende Kind .....	20
Die Klakanica .....	21
Das verschwundene Kind .....	21
Über Nacht reich geworden .....	22
Die Milchhexe .....	22
Die sprechende Katze .....	23
Tella und Pirtl .....	23
Zwölfe is(t)'s! .....	23
Der Wechselbalg .....	23
Der Wechselbalg (2) .....	24
Blutiger Kirtag 1919 .....	25
Vom Wassermann .....	25
Die Erdäpfelsäck fallen um .....	25
Suničku, vstávaj! (Söhnchen, steh auf!) .....	25

Katzelsdorf.....	26
Der durstige Kamerad .....	26
Der Meister Peter Martin / Einleitung .....	26
Der Meister Peter Martin / Der 1. April.....	26
Der Meister Peter Martin / Warum die Schuhmacher jeden Montag blau machen .....	26
Der Meister Peter Martin / Das große Weintraubenkörndl .....	26
Die abenteuerliche Wienfahrt .....	27
Die Hausbrunner Pappel.....	27
Die Preußen in Katzelsdorf.....	27
Die Türken um Hamet oder Wie Katzelsdorf zu seinem Namen kam.....	28
Eine Flügelbahn nach Katzelsdorf.....	28
Katzelsdorf / Reintal .....	29
Der Gewitterkauf .....	29
Walterskirchen/ Großkrut (Böhmischkrut) .....	30
Die Glocke von Walterskirchen.....	30
Ortsneckereien und Ortsspitzenamen.....	31
Südmähren .....	37
aus einer unbekanntem Grenzstadt .....	37
Dobré ráno, pane S.!.....	37
Bergen, Burg Waisenstein [Perná, Sirotčí hradek] .....	38
Des Teufels Hufe .....	38
Dürnholz [Drnholec].....	39
Die roten Kirchtürme von Dürnholz .....	39
Friedrich von Teuffenbach.....	39
Vom Teuffenbach-Läuten in Unter-Tannowitz.....	40
Eisgrub [Lednice] .....	41
Georg Birk, der Meister von Eisgrub. / Das Brünner Rad.....	41
Der flinke Meister von Eisgrub.....	43
Der schwarze Reiter bei Eisgrub. ....	44
Liechtenstein.....	45
Das Ritterspiel bei Eisgrub-Neudeck. ....	45
Die Ohrfeige .....	49
Feldsberg [Valtice].....	50
Der Geist des Grafen von Langendorf.....	50
Gott Vater und die Englein .....	50
Der Veda.....	51
Die Sage vom Goldbergl .....	51
Klentnitz, Katzenstein (früh. Bottichstein) [Klentnice, Kočičí skala].....	52
Die Mutter und ihr Kind. ....	52
Die Mutter und ihr Kind (2).....	52
Die Mutter und ihr Kind (3).....	53
Die Mutter und ihr Kind (4) oder Schätze am Bottich .....	54
Hände im Wein .....	55
Klentnitz, Pollauer Berge [Klentnice, Pálava] .....	56
Die schwarze Bestie.....	56
Lundenburg [Břeclav] .....	57
Das Lundenburger Pestbild.....	57

Nikolsburg [Mikulov] .....	58
Das Wappen der Fürsten von Dietrichstein.....	58
Der „Heilige Berg“ bei Nikolsburg.....	58
Der kopflose Jäger .....	58
Der Drache am Heiligen Berg .....	59
Wassermänner in der Stadt.....	59
Die Wandermönche.....	60
Nikolsburg, Turoid (früh. Lurlberg) [Mikulov, Turoid] .....	61
Die Hexe am Turoid.....	61
Die gute Fee Dobruschka.....	61
Pardorf [Bavory].....	62
Die schwarze Hand .....	62
Pollau, Pollauer Berge [Pavlov, Palava] .....	62
Die goldene Farnblüte .....	62
Pollau, Maidenburg [Pavlov, Děvičky hrady] .....	63
Der Maidenburgkeller .....	63
Der Maidenburgkeller (2).....	63
Die Versteinerten. ....	63
Der Mutter Fluch, oder Die Töchter der Maidenburg. (2) .....	66
Adelgunde, Udalrike und Romhilde von Maidenburg. (3).....	67
Die ungehorsamen drei Töchter auf der Maidenburg und die üble Freundin. (4) .....	67
Die Mongolenfürstin.....	67
Die Tatarenprinzessin Jasmin. (2) .....	68
Zwei Weiße Burgherrinnen.....	68
Trabaccio und die Zauberschwestern vom Maidberg.....	69
Kunka .....	69
Die Hockauerln .....	69
Dank des Weines .....	70
Pulgram [Bulhary] .....	71
Die Hexenschmiedin.....	71
Der verwunschene Jäger.....	71
Rakwitz [Rakvice] .....	73
Die versteinerte Jungfrau bei Rakwitz <sup>1)</sup> .....	73
Unter-Tannowitz [Dolní Dunajovice] .....	75
Der Löwe von Unter-Tannowitz.....	75
Der Maulwurf und der Geizkragen.....	75
Unterwisternitz [Dolní Věstonice].....	76
Warum hier so viele Felberbam stehen.....	76
Der Hexenritt von Unterwisternitz .....	76
Die Hexen beim Dorffest / Der Hexenritt von Unterwisternitz (2) .....	76
Die Feuermännchen an der Thaya.....	77
Der grüne Junge .....	77
Dieter Friedl – aus Geschichten gemachte Gedichte .....	79
„Abenteuer Wien“ (Katzelsdorf).....	79
Der Regenkauf (Reinthal) .....	80
Der Pferdedieb (Bernhardsthal) .....	81

## Quellenverzeichnis

- „Vaterländische Sagen, Legenden und Märchen“, von Emanuel Straube, Wien, 1837.  
„Romantische Erzählungen und Sagen“, von Johann Müller, Znaim, 1839.  
„Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen“, von Adalbert Oberleitner und Josef Matzura, Verlag Alois Bartosch, Nikolsburg 1921.  
„Heimatsbuch der Marktgemeinde Hohenau a.d. March“, von Anton Schultes, Robert Franz Zelesnik, 1934/57/66.  
„Sagen aus Nikolsburg und Umgebung“ von Theo<sup>(dor)</sup> R. Seifert, Verlag Alois Bartosch, Nikolsburg 1936.  
„Heimat Südmähren – Sonnenland an der Thaya“, von Matthias Krebs, 1955.  
„Heimatsbuch der Marktgemeinde Bernhardsthal“, von Robert Franz Zelesnik, 1976.  
„Das Weinviertel in seinen Sagen - Weithin glänzt der Ackerstein“, von Thomas Hofmann, 2000.  
„Hohenau – ein Heimatbuch“, von Anton Schultes, Robert Franz Zelesnik, Ulla Kremsmayer, Mai 2001.  
„950 Jahre Großkrut“ Crubeten – Böhmischkrut – Groß-Krut, von Erich Winter, 2005.  
„Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel“ [Tajemné pověsti kraje pod Pálavou a Weinviertelu], 2010.  
Lada Rakovská/Dieter Friedl, [Die Venerie - La Veneria zu Feldsberg](#). 2012.  
[sagen.at](#) / [katzelsdorf.com](#) / Hotel Pavlov [Pollau]

### Ortsspitznamen

- „Bernhardsthaler Heimatbuch“, von Robert Franz Zelesnik, 1976. S. 311.  
Programmheft vom Spannberger Festumzug, 15. August 1999.  
„950 Jahre Großkrut“ Crubeten - Böhmischkrut - Groß-Krut, von Erich Winter, 2005. S. 410 ff.  
„Sterzfresser und Gnackwetzter“ - Lexikon der Weinviertler Orts-Spitznamen, von Michael Staribacher und Christian Wiesinger, 2018.

### aus Geschichten gemachte Gedichte

- „Gesammelte Werke 1970 – ...“ von Dieter Friedl

### *ergänzend sei hier ebenfalls erwähnt ...*

- „Geschichten und Erzählungen aus Schrattenberg im Weinviertel“, von Helmut Kaufmann, 2011.

### *mein herzlichster Dank für Beiträge und Unterstützung gilt ...*

- JOHANN HANDL (1886-1967), 1927–1945 Oberlehrer in Deutsch-Konitz [Konice]/Aschaffenburg.  
GERHARD ZEIHSEL, Bundesobmann der SLÖ (Sudetendeutschen Landsmannschaft in Österreich).  
Mgr. KATEŘINA AUSTOVÁ, Voitelsbrunn [Sedlec], Tschechischlehrerin an der VS-Bernhardsthal.  
Mgr. et Mgr. DANIEL LYČKA, Feldsberg [Valtice], Magister für Geschichte und Lehramt.

Bei älteren Quellen wurde an der Schreibweise und Rechtschreibung nichts verändert.

Gesammelt und zusammengestellt von Dieter Friedl, Juli 2010.

Letzte Änderung / Ergänzung am 2. März 2025.

## *Niederösterreich / Weinviertel*

### Der gefräßige Ziegenbock

Jost war ein gewissenhafter Ziegenhüter. Er saß immer unter einem mächtigen Baum, spielte auf seiner Pflöfe und beobachtete seine Herde, die zufrieden auf der Weide graste. Er bemerkte, dass der alte Ziegenbock jeden Tag verschwand, nach einiger Zeit zurückkehrte und dann tief und fest schlief. Nicht einmal das saftigste Gras konnte ihn locken. Jost beschloss herauszufinden, wieso sich der Ziegenbock so seltsam benahm.

Am nächsten Tag folgte er ihm und fand ihn inmitten dichter Sträucher wieder. Der Ziegenbock fraß dort irgendwelche Kugelchen. Der Hirte kostete sie, und weil sie ausgezeichnet schmeckten, aß er eine riesige Menge davon. Sein Bauch aber, in dem die Trauben mittlerweile gärten, schwoll an. Dem Hirten wurde ganz schwindelig und sein Kopf schmerzte ihn. Er ließ sich neben den Ziegenbock fallen und beide schliefen bis in die Abendstunden.

Jost hatte zum ersten Mal Trunkenheit erlebt. Und so wurde das Geheimnis der Weintrauben entdeckt.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel, S. 64 f.

## Altlichtenwarth

### Das blutige Kirchweihfest in Altlichtenwarth

Als die Schweden in der Gegend um Poysdorf waren, kamen sie auch mordend und sengend nach Altlichtenwarth. Die Bevölkerung war in die Erdställe geflüchtet und kam erst wieder aus ihren Verstecken hervor, als sie sich sicher und unbeobachtet fühlte. So feierte sie voll Freude – es war gerade der vierte Sonntag nach Ostern – ihr Kirchweihfest. Der Feind war aber noch nicht weit genug fortgezogen und konnte den Glockenklang der Altlichtenwarther Kirche noch hören.

Eilends kehrten die Krieger in den Ort zurück und richteten ein derartiges Blutbad in der Bevölkerung an, dass das Blut in Bächen über die Kirchschwelle herunter rann.

Über viele Generationen blieb dieses schreckliche Ereignis bei der Bevölkerung von Altlichtenwarth in lebendiger Erinnerung.

*Quelle:* Das Weinviertel in seinen Sagen, S. 216.

## Bernhardsthal

### Der Baderlehrling

In jener Zeit, als es noch einen Bader gab, erkrankte der Dorfschmied und lag in bedenklichem Zustand danieder. Die Frau des Schmiedes holte in Eile den Bader. Dieser kam alsbald mit seinem Baderlehrling und untersuchte den Kranken. Schließlich stellte er fest, dass er Lungenentzündung habe. Daraufhin ordnete er an, die Frau müsse ihm Knödel, Kraut und Geselchtes kochen und der Schmied müsse so lange essen, bis er schwitzt. Die Frau tat so, wie ihr befohlen worden war, und der Schmied aß, bis er schwitzte, und wurde gesund.

Kurze Zeit später erkrankte der Dorfschneider, und seine Frau wollte den Bader holen. Dieser war aber nicht zu Hause. Da der Zustand des Kranken bedenklich aussah, ersuchte die Frau den Baderlehrling, er möge doch mitkommen und den Kranken wenigstens untersuchen. Der Baderlehrling zog sich sofort den weißen Mantel an, ergriff die Aktentasche und begab sich zu dem kranken Schneider. Auf Grund der Untersuchung, stellte er Lungenentzündung fest. Er nahm sein Notizbuch zur Hand, blätterte darin und ordnete an, die Frau müsse Knödel, Kraut und Geselchtes kochen, und der Mann müsse so lange essen, bis er schwitzt. Die Frau tat so, wie ihr angeordnet wurde, der Schneider aß, schwitzte und starb.

Der Baderlehrling aber nahm seine Aufzeichnungen zur Hand und notierte gewissenhaft beim Stichwort „Lungenentzündung“: Knödel, Kraut und Geselchtes für den Schmied heil bringend, für den Schneider verderblich!

Eine von Alois Stix an Bgm. Herbert Ellinger weitergegebene Geschichte. *Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 315 f.

### Der erste Schultag

Ein kleiner Schulanfänger wurde am ersten Schultag in der Früh von der Mutter geweckt. Sie zog ihm gleich die Tuchent weg, damit er ja nicht mehr einschlafe und rief: „Franzl, Du musst ja heute zeitig aufstehen und in die Schule fahren!“ Der kleine Franzi zeigte sich aber gar nicht begeistert, sondern meinte:

„Geh, Muatta, deck mi wieder zua! I moan, i fang damit erst goa nit aun!“

*Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 316.

### Der menschenfreundliche Arzt

Es gab einmal einen Arzt in Bernhardsthal, dem man nachsagte, wenn er einen Kranken untersucht habe, für den es keine Hoffnung gab, dass er noch aufkommen könne, dann sprach er zu ihm also: „Ich bekomme von ihnen einen Gulden und Sie müssen sterben!“

*Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 315.

### Der verflixte Perpendikel

Jeder Geschäftsmann und Handwerker weiß ein Lied über wunderliche Kundschaften zu singen.

Da kommt einer zum Uhrmacher ins Geschäft und legt ihm einen Perpendikel auf den Tisch mit den Worten: „Geh, Meister, richt mir den Perpendikel!“

Der Uhrmacher entgegnete: „Was willst denn mit dem Perpendikel? Ich muss doch die ganze Uhr haben!“

Die Kundschaft: „Na, na! Die Uhr geht eh. Aber der Perpendikel bleibt immer steh'n!“

*Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 311.

## Der Hexenschuss

Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als eine abends heimwärts eilende Bäuerin in der zwielichtigen Dämmerung auf dem Dach des Hauses № 9 eine gespenstisch hin- und herhuschende Gestalt sah. In ihrer Angst alarmierte die aufgeregte Frau sofort die ganze Nachbarschaft und erklärte, auf dem Dach säße eine Hexe.

Die damals noch sehr abergläubischen Leute liefen vor dem Hause zusammen, tuschelten verängstigt und beratschlagten, wie man das Unwesen vertreiben könnte. Mit normalen Mitteln, so meinte man, könne man einer Hexe nicht beikommen.

Schließlich lief der Häusler Hans Jörg um sein Jagdgewehr und lud es mit einer Patrone, in welche er statt der Schrotkörner einige Perlen eines geweihten Rosenkranzes gefüllt hatte. Damit schoss er auf die Hexe oder zumindest in die Richtung, in der er sie vermutete.

Während sie sich eben noch mehrmals auf dem Dachfirst aufgerichtet und hinter dem Rauchfang hervorgelugt hatte, war sie nach dem Schuss verschwunden. Bei den Zuschauern, die noch kurz vorher vor Schreck erstarrt waren und sich mehrmals bekreuzigt hatten, löste sich der Schreck, die ängstlichen Mienen erhellten sich wieder und sichtlich erleichtert begaben sie sich heimwärts.

Das Ereignis dieses „Hexenschusses“ wurde noch lange besprochen und im Wirtshaus, beim Kukuzauslösen, beim Federnschleifen und ähnlichen Gelegenheiten erzählt und phantasievoll ausgestaltet.

Erst viel später wusste ein Jäger eine ganz natürliche Erklärung für diesen Hexenspuk:

Die vermeintliche „Hexe“ sei nichts anderes gewesen als ein aufgeschreckter Marder, der nach dem Schuss über die andere Seite des Daches das Weite gesucht habe.

Eine Geschichte, die der Volksschuldirektor Alfred Schultes, dessen Vater aus Bernhardsthal stammte, an den ‚Chronisten‘ Alois Stix weitergab. *Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 310 f.

## Der Kaspar Müllner-Wetterwinkel

Östlich der Straße von Katzelsdorf nach Altlichtenwarth erhebt sich der Mühlberg<sup>1</sup>, der in der Flur Wartlüssen auf Katzelsdorfer Gemeindegebiet 221 m Höhe erreicht. Gegen die Erdölbohranlage auf dem Bernhardsthaler Gebiet beträgt die Anhöhe nur noch etwas über 180 m, fällt aber gegen den Kessel des einstigen Hamet (Seehöhe 168 m) ziemlich steil ab. Auch westlich dieser Straße zieht sich am Südrand des Hametkessels eine Anhöhe hin, die den Flurnamen „Bergen“ trägt und im Volksmund auch „Abhäng“ genannt wird, weil das Gelände zur Hametniederung abfällt. Diese Anhöhe wird in ihrem mittleren Teil 195 m hoch, erreicht aber weiter gegen Süden Höhen von 224 bis 236 m.

Etwa auf der höchsten Stelle des Mühlberges stand einst eine Windmühle und der letzte Windmüller wurde nach seinem Taufnamen nur Kaspar Müllner genannt, denn die wenigsten wussten seinen Familiennamen. Blickte man nun von den Feldern südlich von Bernhardsthal nach Westen, dann sah man rechts die Anhöhe des Mühlberges und links die Flur „Bergen“. Diese zwei Anhöhen bildeten zusammen förmlich einen Winkel, den man „Kaspar Müllner-Wetterwinkel“ nannte. Aufgrund alter Erfahrungen heißt es heute noch, wenn von diesem Wetterwinkel ein Gewitter nach Bernhardsthal herein zieht, dann gibt es immer aus!

*Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 308.

---

<sup>1</sup> Von alten Katzelsdorfern auch „Bubaberg“ genannt, wahrscheinlich ursprünglich „Buhuberg“ (Uhuberg).

## Der Wassermann

Wie in jedem Ort, wo Flüsse und Teiche das Leben der Kinder gefährdeten, gibt es auch in Bernhardsthal Sagen vom Wassermann. Die alten Leute erzählten sie der Jugend und den Kindern, um sie vor den Gefahren des Wassers zu bewahren und sie vom Ufer fernzuhalten. Nächst dem Wehr stand das Wehrzieherhäuschen, in dem der Wehrzieher seinen Dienst versah. Wald und Dickicht sowie die dunklen Baumkronen, die sich im Wasser spiegelten, ließen die Örtlichkeit für Kinder recht düster und unheimlich erscheinen. Die Kinder des Wehrziehers brachten dem Vater täglich das Essen hinaus. Die unheimlichen Geschichten über den Wassermann und die düstere Stimmung, die das Betreten der Örtlichkeit auslöste, jagte den Kindern jedes Mal Furcht und Grauen ein, und ihre Phantasie gaukelte ihnen allerlei Vorstellungen vor.

Als eines Tages das Töchterlein des Wehrziehers wieder einmal mit dem Essen ging und furchtsam die düstere Stelle durchschritt, da war ihm auf einmal, als stünde die grünliche Gestalt des Wassermannes vor ihm. Zu Tode erschrocken verließen das Kind die Sinne, und es stürzte ohnmächtig zur Erde.

Zufällig kam der Rabensburger Förster Schwetz vorbei, der das Kind fand und es ins Bewusstsein zurückrief. Als er das Mädchen fragte, wieso sie denn ohnmächtig geworden sei, antwortete es: „Der Wassermann war da. Da bin ich so erschrocken!“

*Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 304.

## Die erste Religionsstunde

Es war in der Klasse der Schulanfänger und der Herr Pfarrer kam das erste Mal zu den Kleinen in den Religionsunterricht. Um das Interesse der Kinder zu wecken, fragte er sie: „Was glaubt Ihr, Kinder, warum ich heute zu Euch in die Schule gekommen bin?“

Großes Schweigen herrschte daraufhin in der Klasse. Bald aber erhob sich ein kleiner Naseweis und sagte frisch von der Leber weg: „Herr Pforra, i moan holt, Du wirst dahoam koan Oarbat hab'n!“

*Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 316.

## Die Geschichte vom Galgen

Ein Ortsfremder, der sich nur vorübergehend im Orte aufzuhalten gedachte, hatte sich ein schweres Vergehen zuschulden kommen lassen. Der Dorfrichter oder vielleicht Marktrichter, vor den er gebracht wurde, ließ keine Gnade walten, sondern verurteilte ihn, den strengen Gesetzen der damaligen Zeit entsprechend, zum Tode durch den Strang.

Der Galgen soll auf dem Platz gegenüber dem Haus № 21 gestanden sein. Wie es damals Brauch war, ging der Gerichtsdiener von Haus zu Haus und gab allseits bekannt, an welchem Tage und zu welcher Stunde der Missetäter auf dem Galgen hingerichtet werden sollte.

Da kamen die Ortsbewohner zusammen, besprachen sich und beschlossen, gegen die geplante Hinrichtung auf dem Galgen Protest zu erheben. Sie waren sehr erregt und sprachen zu dem Marktrichter also: „Das gibt es nicht, dass ein Fremder auf unserem Galgen aufgehängt wird! Der Galgen gehört nur für uns und unsere Kinder!!!“

Eine weitere Geschichte von Alois Stix. *Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 309 f.

## Die Sage von der öden Kirche

In Bernhardsthal ist folgende Tradition gang und gäbe. An dem Orte, den heute ein periodischer Teich, welchen der Damm der Nordbahn durchquert, einnimmt, stand ehemals ein Ort<sup>2</sup> - Name wird keiner genannt -; auf der Anhöhe, welche den Teich gegen Süden abschließt, stand ehemals eine Kirche, die sogenannte „öde Kirche“. Beide gingen in einer unbestimmten Zeit zugrunde. Und zwar versanken Ort und Kirche.

Es sei hier hinzugefügt, daß der große Teich schon 1570 Kirchteich geheißen hat und daß zur Zeit, als der Damm für die Nordbahn gebaut wurde, tatsächlich Grundmauern eines Gebäudes aufgedeckt wurden, die von einer Kirche gestammt haben können. Noch dazu dürften viele Skelettfunde, die ebenfalls damals ausgegraben wurden, auf einen einstigen Friedhof an dieser Stelle schließen lassen.

*Quelle:* Stephan Wick, „Blätter für Landeskunde von NÖ.“, 1893, S. 82 / Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 303.

## Das untergegangene Ebenfeld

Die Kirche der verschollenen Ortschaft Ebenfeld bei Bernhardsthal verschwand „einmal zur Nachtzeit, und am Morgen sahen die Bauern einen großen Teich an der Stelle. Manchmal hört man an stillen Tagen ein leises Glockengeläute aus den Fluten.“

*Quelle:* Franz Thiel, „Heimat im Weinland“, 1963, S. 148. / Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 303.

Dazu R.F. Zelesnik ...

Abgesehen davon, daß die Sage von einer versunkenen Kirche auch von anderen Orten, die untergegangen sind, erzählt wird, sei daran erinnert, daß Ebenfeld gar keine Kirche hatte. Es kann sich also nur um eine Verwechslung mit der Sage von der öden Kirche handeln.

*Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 303.

## Und lossn's ma Ihr'n Mau schee griaß'n

Diese Anekdote soll sich in der Mitte des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts zugetragen haben.

Nach dem Begräbnis eines lieben Familienmitglieds, eines Onkels, einer Tante, eines Freundes oder Vereinsmitgliedes ist es so Brauch, dass man sich nach dem Friedhof in einem Gast- oder Kaffeehaus zu einem „Leichenschmaus“ zusammensetzt. Im ländlichen Raum ist dazu auch der Herr Pfarrer eingeladen.

Neben dem Plaudern mit schon lang nicht mehr gesehenen Verwandten, werden dabei auch trauerabbauende nette Anekdoten und Schwänke über die verstorbene Person untereinander ausgetauscht. Ähnlich war es auch in diesem Fall, wo der Herr Pfarrer neben einer scheinbar ihm bislang unbekanntem Dame saß, mit welcher er schon bald ins Gespräch kam.

Als es für den Gottesmann wegen der Abendmesse Zeit war aufzubrechen, verabschiedete er sich vom verbleibenden Rest der Gesellschaft.

Zu seiner netten Gesprächspartnerin sagte er: „... und lossn's ma Ihr'n Mau schee griaß'n“. Es war die Gattin des Verstorbenen.

Aufgeschnappt und wiedergegeben von Dieter Friedl.

---

<sup>2</sup> Siehe auch „[Bernhardsthal und die »Kaiser-Ferdinands-Nordbahn«](#)“, Seite 28f. und „[Mittelalterliche Siedlung mitten im Teich](#)“.

## Geh nit heim!

Am Abend nach der Musterung saßen die Rekruten des Ortes, und zwar in angeheitertem Zustand, wie es sich eben an diesem Tag nach altem Herkommen gehörte, noch im Wirtshaus beisammen, obwohl die Zeit der Sperrstunde, nämlich Mitternacht, längst vorbei war und der Wirt schon wiederholt „Sperrstunde!“ gerufen hatte.

Da ging plötzlich die Türe auf und es erschien das Auge des Gesetzes in der Gestalt eines jungen Gendarmen, der noch gar nicht so lange im Ort seinen Dienst versah. Einige Rekruten, die trotz Alkoholgenuss noch so weit auf Draht waren und in Türnähe saßen, drückten sich blitzschnell beim Hintertürl hinaus, der Großteil aber blieb sitzen. Der Gendarm holte zwar die Entflohenen nicht mehr zurück, aber sein energisches „Niemand verlässt den Raum!“ wurde natürlich respektiert. Nun begann die Amtshandlung. Einer nach dem Anderen musste seinen Namen sagen, den sich der Gendarmeriebeamte fein säuberlich notierte.

Dann kam aber einer an die Reihe, der auf die Frage nach seinem Namen genau so mürrisch und störrisch wie die andern sagte – denn schließlich waren sie ja alle darüber erbost, dass sie an einem solchen Tag wegen Überschreitung der Sperrstunde gestraft werden sollten - in trotzigem Ton: „Genit-heim!“ Der Gendarm lächelte beruhigend und sagte: „Sie werden schon heimgehen! Ich frage Sie nochmals: Wie heißen Sie?“ Und wieder war die Antwort: „Genitheim!“ Da riss dem Gendarm die Geduld, er wurde nun dienstlich und sprach mit gehobener Stimme: „Im Namen des Gesetzes frage ich Sie zum letzten Mal: Wie heißen Sie?“ Doch die Antwort war auch diesmal: „Genitheim!“ Die anderen Rekruten begannen hellauf zu lachen, so dass der junge Gendarmeriebeamte rot anlief und sie anschrie: „Warum lachen Sie?“ Da schrieten alle zugleich: „Weil er ah wirklich so heißt!“

Oft erinnerten sich die damaligen Rekruten an diese heitere Episode, die sich nach 1955 zugetragen haben soll, aber auch an die Strafe, die sie damals ausgefasst hatten. Nach einer Erzählung von Alois Stix, 1972.

Quelle: Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 308 f.

## Das uralte Kirchlein

Diese Sage erzählt von einem uralten Kirchlein, welches früher an der Stelle der Kirche stand und dem hl. Bernhard geweiht war.

Quelle: Josef Glier, „Der politische Bezirk Mistelbach“, 1889, S. 52 / Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 303.

*Dazu Franz Hlawati ...*

„Pfarrer Gros hat [1718] auch jene unscheinbare Statue des heiligen Bernhard angeschafft, welche bis in die Jahre nach dem Weltkrieg über dem Haupteingang der Kirche in einer bescheidenen Nische stand und deren sich die älteren Ortsbewohner auch heute sicherlich noch erinnern. Sie kostete 13 Gulden und trug am Sockel die Inschrift:

Heiliger Bernhard in dem Tal,  
Zu Dir rufen wir allzumal,  
Wollest beschützen die Pfarre Bernhardsthal.  
Amen. 1718.

Daß die Pfarre und die Ortsgemeinde den Namen Bernhardsthal auf den hl. Bernhard zurückführten und ihn als Schutzpatron verehrten, ist begreiflich. In Wirklichkeit hat St. Bernhard mit der Entstehung des Ortes keinen Zusammenhang, auch wenn in manchen historischen Werken die Auffassung der Ortsbewohner mehr oder minder zum Ausdruck kommt. Als der hl. Bernhard von Clairvaux geboren wurde (1090), gab es bereits ein Bernhardsthal, und bevor er noch (1170) heiliggesprochen wurde, hatte der Ort auch schon seine Kirche zu Ehren des fränkischen Heiligen Ägidius\*). Wenn man „die Sage“ erzählen läßt, daß an Stelle der heutigen Kirche ein kleines Kirchlein zu Ehren des hl. Bernhard gestanden sei, so greift die Sage eben stark daneben. Bis heute bewahrt übrigens das Bürgermeisteramt von Bernhardsthal ein altes Gemeindegel aus dem Jahre 1623 auf, das im Mittelfeld die etwas schwerfällig geschnittene und eckige Figur des hl. Bernhard enthält. Fast 100 Jahre also, bevor sein Bild über der

Kirchentür stand, galt der hl. Bernhard als Patron der Gemeinde. Und doch erscheint er nirgends, in keiner Urkunde und in keiner Aufzeichnung, mit dem Orte in Verbindung gebracht; es findet sich auch nach dem Jahre 1623 nirgends eine Andeutung dafür, daß die Gemeinde den Festtag ihres Schutzpatrons irgendwie gefeiert hätte. Andere Tage (z.B. St. Georg, St. Florian, der Montag nach St. Ägidius) waren Gemeinde-Feiertage; der 20. August war nie darunter. Heute weiß wohl niemand mehr im Orte etwas von dem seinerzeitigen Patron; und ohne daß es irgendein Aufsehen gegeben hätte, konnte nach dem Weltkrieg seine Statue, die übrigens schon arg beschädigt war, aus ihrer Nische entfernt werden.

\*) Hl. Ägidius (auch Aegydius), Einsiedler und später Abt eines von ihm gegründeten Klosters in Südfrankreich, starb zwischen 721 und 725; er ist einer der vierzehn Nothelfer.“

*Quelle:* Franz Hlawati, „Bernhardsthal, Beitrag zur Geschichte eines niederösterreichischen Grenzortes“, 1938, S. 57/58.

## Haustaufe im Lahnenschlüssel

Infolge der vielen Regengüsse in der ersten Maihälfte des Jahres 1910 schwoll die Thaya gewaltig an. Bevor sie bei Hohenau in die March mündet, fließt sie durch die, zwischen Lundenburg und Hohenau gelegenen, damals dem regierenden Fürsten Liechtenstein gehörigen Wälder.

Seit jeher wurde in diesen mächtigen, schönen Forsten vom fürstlichen Jagdherrn die Jagd auf Hochwild betrieben. Das Jagdgebiet war mit einem viele Kilometer sich hinziehenden Drahtzaun umgeben, und innerhalb dieses Geheges tummelten sich ganze Rudel von Hirschen und Rehen.

Wenn der Herbst kam, dann pflegte Fürst Johann II. von und zu Liechtenstein jedes Jahr etliche Wochen in dem inmitten des schönen Waldidylls gelegenen Jagdschlösschen „Auf den Lahnen“ zuzubringen, und so mancher prachtvolle Hirsch wurde da vom fürstlichen Weidmann zur Strecke gebracht.

Das Schlösschen lag jenseits der Thaya, unweit der mährischen Grenze, aber noch auf niederösterreichischem Gebiet und gehörte als Haus № 254 zur Gemeinde Bernhardsthal, von welcher es eine Stunde entfernt und bei Hochwasser schwer erreichbar war.

Wie gesagt, verließ Anfang Mai 1910 die Thaya infolge der Regengüsse ihr Bett und überschwemmte die an ihren Ufern sich hinziehenden Wälder und Wiesen. Das Schlösschen „Auf den Lahnen“ war daher ringsherum vom Wasser eingeschlossen und man konnte es nur mit einem Kahn erreichen.

Die Obhut über das Jagdschloss war einem Waldheger anvertraut. Diesem brachte der Storch, welcher unweit des Schlösschens auf dem hochragenden dünnen Aste einer alten Eiche sein Nest hatte, am 4. Mai 1910 ein kleines Knäblein. Zehn Tage war der Junge bereits alt, und es war hoch an der Zeit, dass er getauft werde. Allein, wie sollte das Kind zur Kirche kommen? Auf dem leichten, unsicheren Kahn war die Fahrt für ihn und seine Begleitung zu gefährlich. Seine zarte Gesundheit hätte dabei Schaden nehmen und er selbst am Ende in den schmutzigen Fluten der Thaya ein unangenehmes Bad verkosten können.

Ich entschloss mich daher, lieber selbst auf die Lahnen hinauszuwandern und dort den neugeborenen Weltenbürger zu taufen. Für den 14. Mai 1910, Pfingstsonntag, hatte ich seinen Vater, den Heger Johann Baumgartner, zur „hutscherten Brücke“ bestellt. Diese machte ihrem Namen alle Ehre. Quer über die Thaya waren etliche Drahtseile gespannt und darauf Bretter befestigt, die beim Gange über die Brücke ganz schön schaukelten. Ängstliche Naturen hätten namentlich dann, wenn der Fluss, wie damals, durch die großen Wassermassen recht reißen und angeschwollen war, die Thaya auf dieser schwebenden Brücke kaum überschreiten mögen, obwohl allseits Sicherheitsvorkehrungen getroffen waren, so dass ein Sturz ins Wasser kaum möglich war.

Am jenseitigen Ufer erwartete mich der Waldheger mit seiner Barke, und nun gab es eine herrliche Kahnfahrt durch den überschwemmten Wald. Und was für ein Wald das war! Ein Urwald ganz eigener Art! Wohl wegen der regelmäßigen Überschwemmungen geschahen hier niemals Nachpflanzungen. Die schon stehenden Bäume aber wurden so lange stehen gelassen,

bis sie an Altersschwäche zugrunde gingen. So entstanden Rieseneichen, die schon mehrere hundert Jahre alt sind mit gewaltigem Stammesumfang. Zwischen den alten, schütter stehenden Bäumen breitete sich saftiger Wiesenboden aus, den der vom Hochwasser zurückgelassene Schlamm trefflich düngte. Das Gras, das im Lizitationsweg verkauft wurde, brachte dem Forstamt schönen Gewinn.

Zwischen den hohen Eichen, deren Kronen bereits in einem zarten Laubanflug ihren grünen Maienschmuck angelegt hatten, führte mich Waldheger Baumgartner auf seinem Boote zum Lahnenschloss. Bis knapp an dessen Mauern reichte das Wasser der ausgetretenen Thaya.

Ich taufte den kleinen Sohn des Waldes auf den Namen Heinrich, und nach kurzem Aufenthalt begab ich mich wieder heimwärts. Ein im Rücken drohendes Gewitter mahnte mich zur Eile. Nach einer beschleunigten Fahrt übers Wasser und einem schnellen Gang auf Waldweg und Straße erreichte ich den Pfarrhof, bevor noch der Regen stärker einsetzte.

Eine Erzählung von Pfarrer Karl Bock aus dem Jahre 1911. *Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 306 ff.

## Großkrut (Böhmischkrut)

### Da Moarischdoaschinder

Vor vielen Jahren soll ein reicher Bauer aus Böhmischkrut in der Nacht bei seinen Äckern die »Moarischdoana« (Grenzsteine) versetzt haben. Jedes Jahr eine Handbreit<sup>3</sup> zum Nachbar hin, bis er einmal dabei erwischte wurde.

Da damals die Bräuche und Sitten sehr streng waren, wurde der gierige Bauer hingerichtet.

Seither geisterte er im Kruter Gebirg herum und erschreckte spät heimfahrende Bauern des Nächstens mit den Worten: „Wo soll i denn den Moarischdoa hinsetzen?“ Wenn die Leute die tiefe Stimme hörten, liefen sie entsetzt davon. Als wieder einmal spät des Nachts ein Bauer auf dem Heimweg war, erschien erneut der Geist und brüllte den jungen Mann an: „Wo soll i denn den Moarischdoa hinsetzen?“ Mutig und ohne lange zu zögern antwortete er: „Wohsdn ausgrissn host, duat setztn wieda hie!“ Darauf entgegnete der Geist: „Gottseidaunk, i bin dalehst!“<sup>4</sup>

Seitdem war es mit dem nächtlichen Spuk vorbei und man hat nie mehr wieder etwas vom Grenzsteine bewachenden Geist gehört.

Nur manchmal wünscht man sich - auch heute noch - es möge doch der Moarischdoaschinder wieder auferstehen.

Der Grenzstein-Versetzer, eine Erzählung überliefert von Erich Winter. *Quelle:* 950 Jahre Großkrut, S. 405 f.

### Der Teufelsspuk vom Mühlwald

Vor mehr als hundert Jahren lebte im Oberort der Gemeinde, im so genannten »Schodalee«<sup>5</sup>, ein armer, doch gottesfürchtiger Mann namens Simon mit seiner Frau und seinen Kindern. Der Familie gebrach es so gänzlich an weltlichen Gaben, dass ihm oft die notwendigen Mittel zur Erhaltung seiner Lieben fehlten. Mit Taglohn und sonstigen Heimarbeiten fristete die Familie ihr einfaches Leben.

Da geschah es nun eines Tages, als er um die zwölfte Mittagsstunde zum Holzklauben dem Mühlwald zu schritt und an die dortige Wegkreuzung kam, als ihm dort ein fürchterliches Poltern und Sausen gefolgt von einer aus dem Nichts kommenden Stimme empfing. „Armer Mann, was hast du auf dieser Welt? Nimm einen Strick und häng dich auf!“

Der einfache Mann erschauerte und dachte bei sich: „Nein! Das werde ich nicht tun!“ und machte eiligst kehrt und strebte fluchtartig seinem Hause zu.

Als sich aber am folgenden Tag um genau dieselbe Stunde das Gleiche mit noch größerem Gepolter zutrug, ging der Mann zum Ortspfarrer. Mit der Bitte um Rat, wie er sich von der Geisterverfolgung befreien könne, trug er ihm die Teufelsgeschichte vor. Der Pfarrer riet ihm ganz einfach, recht viel zu beten.

Der Mann tat wie ihm geraten wurde und der Spuk nahm tatsächlich sein Ende. In den folgenden Jahren erwarb sich der Mann durch eisernen Fleiß ein ansehnliches Vermögen. Viele die sich in finanzieller Not befanden suchten ihn um Hilfestellung auf. Und er hat allen geholfen, wobei er immer einfach, arbeitsam und gottesfürchtig blieb.

Überliefert von Josef Koch, Großkrut.

*Quelle:* Weinviertler Nachrichten, 28. April 1960, S. 5, bearbeitet von Dieter Friedl. / 950 Jahre Großkrut, S. 406.

---

<sup>3</sup> Längenmaß, welches einen Dezimeter [dm] (= 10 cm) misst und etwa so breit wie eine Handfläche ist.

<sup>4</sup> „Wo du ihn ausgerissen hast, dort setzt du ihn wieder hin!“ und die Antwort lautete: „Gott sei Dank, ich bin erlöst!“.

<sup>5</sup> Schotterlee, ehem. Ortsteil von Böhmischkrut.

## Die kleinen Krebse aus Großkrut

1866 – Preußenkrieg<sup>6</sup> – Einquartierung der preußischen Soldaten

„Um Himmhswöhn!“, so hat die halbblinde Kathl in ihrer ersten Verzweiflung vor lauter Schreck ausgerufen und ihre beiden Hände über dem Kopf zusammengeschlagen:

„A Einquartierung von iwa ahna Kompanie preißischa Soidohdn soi ma kriagn? Des wean de do ned wiakli woin, de Bazi de!“

Schon bald darauf „sans wiakli kumman, de Bazi de!“. Fast 20 Mann haben die Kathi bei ihrer ersten Ankunft gleich mit dem schier unvorstellbaren Befehl überfallen: „Koch sie uns mal schnell ne jute Supp und Fleisch, aber bisschen dalli, dalli, verstehen sie! Wir haben Hunger, großen Hunger.“

„Für so a Schoa Preißn, Bärenlackln ah no überanaunda, soi i, de Kathl, kochn?“ Das ist der Kathl gar nicht in ihren Kopf hinein gegangen. „I hob jo goa ned so a groß Gschia und im Woschtrögl, wo i de Baungaten oiwäu bod, kau i de Suppn ah ned kochn.“

Aber die Kathi wusste sich zu helfen. Im Nu ergoss sich auch schon ein Kübel Wasser in den alten, schon lange außer Gebrauch stehenden Waschkessel. Mit allerhand zu Hause vorrätigen Zutaten wurde aus dem Wasser bald eine Suppe. Die Kathi, ein sonst nicht allzu flinkes Wesen, war mit ihrer raschen Arbeit sehr zufrieden und füllte die Suppe in ein großes Gefäß.

Die ausgehungerten preußischen Soldaten, die sich mittlerweile auf alten, wurmstichigen Bänken und Sesseln nieder gelassen hatten, machten sich heiß-hungrig über Kathls dampfende Suppe her. Auch die Kathl wollte sich als »andächtige Zuschauerin« an der Verteilung ihrer Suppe ergötzen und blieb bei den Soldaten in der halbdunklen Stube, durch deren Fenster man ohne Weiters eine Sonnenfinsternis hätte beobachten können.

„Da!!!“ – was war das dunkle Ding, das da beim Herausschöpfen der Suppe zum Vorschein kam? Der Kathi wurde es bei diesem Anblick es unwohl zu Mute und da es in der Stube etwas dunkel war, näherte sich die Kathl dem Suppentopf und da hatte sie es dann ganz deutlich gesehen. „Olle guadn Geista! Nix ois Schohm, hoat kochte Schohm! Brrr!“ In der Eile hatte sie nämlich völlig vergessen den alten Waschkessel, in dem sich einige Schaben eingeknistet hatten, zu reinigen. So hat sie diese bei lebendigem Leibe mitgekocht.

Sie griff sich an ihre bereits heiß gewordene Stirn, an die Kehle, ließ ihre Augen rollen und machte im Geist bereits ihr Testament, wobei sie schon den sich zu ziehenden Strick an ihrem Halse fühlte. „Kathl, dei letzte Schdud hod heit gschlohng!“ Der Todesschweiß begann an ihr zu treiben und zu tropfen. Abwechselnd kalte und heiße Wellen jagten durch ihren schlotternden Körper und ihre ganze Umgebung begann sich wie ein Ringelspiel zu drehen.

Nach einem »Schnuppara« schlürften »de preißischn Saumägn« mit einem mordsmäßigen Appetit die Suppe, rollten mit den Augen, wobei die dunklen Dinger zwischen ihren Zähnen beim Zubeißen nur so krachten.

Im Nu war die Suppe samt dem dunklen Bröckerln bis auf den Boden der Schüssel ausgelöffelt. Unter ständigem Kopfschütteln der Kathl hatten die Soldaten dann bald die Stube verlassen, allerdings mit der Bitte, dass sie ihnen morgen wieder »solch jute Supp« kochen möge.

Wie von allen guten Geistern verlassen hatte die Kathl den abmarschierenden Soldaten nachgeschaut und sich gleich danach über den Kessel hergemacht, hat ihn gereinigt und geputzt, damit ihr am nächsten Tag nicht noch einmal so eine Schlamperie passiert. „Goa nix haums gsogd, zweng de Schohm, gfressn haums wia dö Saubatln!“

Dann kam der nächste Tag. Eine saubere Suppe schöpften die Soldaten in ihre Essschalen, kosteten und verzogen dabei unzufrieden ihren Mund. Ein Soldat im höheren Dienstrang winkte die zusehende, sehr erstaunte Kathl zu sich, rollte mit seinen Augen und brüllte sie an: „Wo hat sie denn die kleinen Krebse von gestern gelassen? Die kleinen Krebse wollen wir haben, die kleinen Krebse!“

---

<sup>6</sup> Deutscher Krieg oder Siebenwöchiger Krieg (23. Juni - 18. August 1866).

Und dann hat die Kathl wieder von Neuem begonnen ihren Kopf zu schütteln, hat eine Schüssel genommen, ist in die muffige Kammer gegangen und hat alle Schaben die ihr dort in die Hände fielen in der Suppe gekocht und den preußischen Soldaten frisch serviert. Und sie waren übergelukkig, anno 1866 in Böhmschkrut »solch ausgezeichnete Supp« kennen gelernt und verkostet zu haben.

*Übersetzung ins Hochdeutsche:*

„Um Himmöhswühn!“ ... Um Himmels willen!

„A Einquartierung von iwa ahna Kompanie preißischa Soidohdn soi ma kriagn? Des wean de do ned wiakli woin, de Bazi de!“

Eine Einquartierung von über einer Kompanie preußischer Soldaten sollen wir kriegen? Das werden die doch nicht wirklich wollen, die Schlawiner!

„sans wiakli kumman, de Bazi de!“ ... sind sie wirklich gekommen, die Schlawiner!

„Für so a Schoa Preißn, Bärenlackln ah no übaranaunda, soi i, de Kathl, kochn?“

Für so eine Schar Preußen, kräftige Burschen auch noch dazu, soll ich, die Kathl, kochen?

„I hob jo goa ned so a groß Gschia und im Woschtrögl, wo i de Baungaten oiwäu bod, kau i de Suppn ah ned kochn.“

Ich habe ja gar nicht so ein großes Geschirr und im Waschtrog, wo ich die Kinder immer bade, kann ich die Suppe auch nicht kochen.

„Olle guadn Geista! Nix ois Schohm, hoat kochte Schohm! Brrr!“

Alle guten Geister! Nichts als Schaben<sup>7</sup>, hart gekochte Schaben! Igitt!

„Kathl, dei letzte Schdud hod heit gschlohng!“ ... Kathl, deine letzte Stunde hat heute geschlagen!

»Schnuppara« ... »Verkosten«

»de preißischn Saumägn« ... die preußischen Saumägen<sup>8</sup>

„Goa nix haums gsogd, zweng de Schohm, gfressn haums wia dö Saubatln!“

Gar nichts haben sie wegen der Schaben gesagt, gefressen haben sie wie die Schmutzfinken!

Überliefert von Josef Koch, Großkrut.

Quelle: Weinviertler Nachrichten, 12. Mai 1960, S. 6. / 950 Jahre Großkrut, S. 406 ff. / bearbeitet von Dieter Friedl.

---

<sup>7</sup> Hausschabe: in manchen südlichen Teilen Deutschlands sind die Schaben als Preußen bekannt, im Norden als Schwaben, im Westen heißen sie Franzosen und im Osten werden sie als Russen bezeichnet.

<sup>8</sup> ein Magen wie eine Sau (ein Schwein), das (fast) alles frisst.

## Geschichte vom Hohen Stoa

Als Anekdote jüngerer Datums wird die „Geschichte vom Hohen Stoa“ erzählt: In den 20er Jahren, ich<sup>62)</sup> war damals ein Bub im schulpflichtigen Alter, musste ich mit meinen Eltern, welche eine kleine Landwirtschaft betrieben, in den Ferien und nach der Schule „mit aufs Feld“ fahren. Wir fuhren mit dem Pferdewagen, Traktor gab es in Großkrut noch keinen, auf unser Fleckerl in der Nähe des „Hohen Stoas“.

Auf der Fahrt dorthin, sie dauerte mehr als 1 Stunde, kamen wir auch an vielen Wegkreuzen und Marterln vorbei: Bei jedem bekreuzigte sich meine Mutter und murmelte ein „Gelobt sei Jesus Christus“. Leider ist dieses fromme Denken heute abgekommen, mit den schnellen Traktoren rast man nur so durch unsere schöne Landschaft.

Als wir zum „Hohen Stoa“ kamen, passierte folgendes: Vater fuhr mit dem Gespann ganz knapp an dem Stein vorbei und Mutter beugte sich weit hinaus um seine Spitze berühren zu können. Dann bekreuzigte sie sich ebenfalls, obwohl der „Stoa“ keine religiöse Stätte war. Der Grund: An der Spitze des Steines war (ist) eine kleine Öffnung, eine Mulde, die sich bei Regen mit Wasser füllte. Nun sagte man im Volksglauben, dass dieses Wasser heilig war, eine Art Weihwasser also, und jedermann, der in der Nähe des Steines zu tun hatte, oder gar an ihm vorbei musste, hatte die selbstverständliche Pflicht, seine Finger in dieses Wasser zu tauchen und das Kreuzzeichen zu schlagen.

Das tat Vater bei der Heimfahrt, denn dann saß er auf der richtigen Seite und ich dachte nach. Dabei kam ich auf eine, leider keine gute, Idee: Da im Sommer kaum Wasser in der Mulde am Stein sein konnte, die Finger also meist ins trockene tappten, wollte ich mit meinen Freunden für Wasser während der regenlosen Zeit sorgen!

Dazu erkletterten wir den Stein und ließen unser „Wasser“ mit scharfem Strahl in die Öffnung an der Spitze des Steines fließen. Dann versteckten wir uns in den umliegenden Getreidefeldern und harreten der Dinge, die da kommen sollten.

Wir mussten nicht lange warten, da kam schon ein Wagen daher, welcher knapp an den Stein herangesteuert wurde und eine Person beugte sich zum „Weihwasser“ um sich anschließend zu bekreuzigen. Nachdem wir genug gesehen hatten, liefen wir unter lautem Hallo und Gelächter davon. Dieses Ritual konnten wir noch einige Male beobachten, bis uns die Sommerhitze zum Verhängnis wurde: Es verbreitete sich nämlich übler Gestank aus der Öffnung an der Steinspitze und schon bald hatten die Leute gemerkt, dass das Weihwasser nicht ganz in Ordnung war.

Unser Schabernack blieb also nicht lange unentdeckt und da wir des öfteren beim „Hohen Stoa“ gesehen worden waren, war auch ich bei den „nix nutzerten Bängerten“ dabei.

Den Rest besorgte Vaters Leibriemen, den ich noch einige Tage nach dem Strafgericht auf meiner Sitzfläche spürte. Die Lust auf „Weihwasserspiele“ war mir und meinen Freunden aber gründlich vergangen.

<sup>62)</sup> Erzähler: Leopold Weiss, Bürgermeister von Großkrut von 1955 bis 1958. Aufgezeichnet von Erich Winter; siehe auch Kruter Kultur Nachrichten 1992/Juni Fol. 3 und Kapitel XIV Besondere Bauten, Denkmäler, Skulpturen, usw.

Quelle: 950 Jahre Großkrut, S. 408 f.

# Hausbrunn

## Die verhexte Kuh

Im Orte Hausbrunn besaß eine alte Frau eine Kuh die zuverlässig war und immer viel Milch gab. Eines Tages jedoch wollte die Kuh keine Milch mehr geben und die Frau vermutete sofort, dass die Kuh verhext war. So beschloss sie, die Kuh zu verkaufen und gab sie der Schwester einer Hexe, die ebenfalls im selben Dorf wohnte. Und siehe da: kaum hatte die Kuh die Besitzerin gewechselt, gab sie auch wieder Milch. Die alte Frau kaufte sich nun eine neue Kuh, bei der allerdings ebenfalls die Milch ausblieb. Als nun einmal die Hexe am Hof der alten Frau vorüber ging, schrie diese lauthals voller Verzweiflung: »Immer wird meine Kuh verschreckt, da muss ich den Backofen einhauen.« Als die Hexe diese Worte hörte, kehrte sie um und die Kuh der alten Frau gab von nun an wieder Milch.

Seit dieser Begebenheit bekommt jede neue Kuh, die durch Hausbrunn geführt wird, ein rotes Stofffleckerl an die Hörner, damit sie nicht verschrieen wird.

*Quelle:* Das Weinviertel in seinen Sagen, S. 223.

## Hohenau

### Das brennende Geld

In der Schottergrube auf der Hausbrunner Straße sei ein großer Schatz vergraben, sagt man. Manchmal sieht man dort in der Nacht einen Feuerschein. Da brennt über dem Geldversteck eine stille Flamme, und die Leute sagen: „Schau, das Geld brennt wieder!“ Mancher herzhafter Mann hatte versucht, den Schatz zu heben, aber sobald sich einer näherte, war das Feuer verschwunden, und der Spaten wühlte vergeblich im Schotter. Es hieß, dass es nur in der Karwoche gelinge, nahe an das brennende Geld heranzukommen, aber dann dürfe man kein Wort reden und müsse einen bereitgehaltenen Rosenkranz auf das Feuer werfen. Dann sei das Heben des Schatzes eine leichte Sache.

Fast wäre es einmal einem Manne gelungen. Als er aber das Gold blitzen sah, entfuhr ihm ein Schrei der Freude; da kam ein mächtiger Stier angerannt und stieß ihn nieder. In der Früh fanden ihn die Leute und trugen ihn nach Hause.

Manchmal sieht man noch in schwarzen Nächten den geheimnisvollen Feuerschein.



Illustration zu „Das brennende Geld“ aus dem Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau a.d. March, 1966. Die Initialen „H B“ könnten möglicherweise für Magdalena Bartosch, Urgroßmutter von Karl Worlitschek, stehen. 1966 von R. F. Zelesnik übernommen aus der zweiten Auflage von Anton Schultes (1957).

*Quelle:* Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau, S. 240 f.

### Das weinende Kind

Manche haben schon das weinende Kind beim Hause vorüber laufen gehört. Still war's auf der Straße. Auf einmal dringt ein Kinderweinen durch das Fenster, und Kinderfüßlein trappeln vorüber. Besonders in der Nähe des Teiches beim Armenhaus klagt es so bitterlich, dass sich die Herzen der Lauscher bang zusammenziehen.

Einmal begegnete eine Frau dem kleinen Mädchen und sprach es an: „Mein Kleinchen, wohin gehst du?“ Aber das Kind hat sie nur stumm angeblickt. Der Frau wurde ganz unheimlich. Sie kam zitternd nach Hause und musste sich ins Bett legen. Sie schrie und weinte in hohem Fieber. Das Kinderleid der ganzen Welt klang aus ihren Klagen.

*Quelle:* Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau, S. 241 f.

## Die Klakanica

Die Klakanica war eine böse Fee die jeden Abend nach dem Gebetläuten ihr Unwesen trieb. War der letzte Ton der Abendglocke verhallt, tauchte sie aus ihrem Schlupfwinkel auf und wehe dem Kinde, das sie noch auf den Gassen oder außerhalb des Dorfes antraf! Dem warf sie einen nassen Schleier über die Augen und zwickte es und hetzte es, dass es schreckverwirrt sein Heim nicht fand und erst nach Stunden von der geängstigten Mutter aufgefunden wurde.

Wenn es zum Gebet läutete hatten es deshalb die Kinder eilig, nach Hause zu kommen. Der Ruf: „Die Klakanica kommt!“ trieb die kecksten Gassenbuben ins Haus, und der schlimmste Schreier war sofort still, wenn die Mutter nach der Hexe rief. Aber auch mit erwachsenen Menschen trieb diese ihren Schabernack, wenn sie spät abends vom Felde heimkehrten oder im Walde sich verspätet hatten. Wie oft führte sie Männer, die spät das Wirtshaus verließen, in die Irre, sodass sie nicht heimfanden zu Weib und Kind und erst am grauen Morgen an ihre Tür klopfen konnten. - Viele Jahre ängstigte sie so die Menschen.

Da kam einmal ein neuer Priester in den Ort, der sehr fromm und klug war. Als man ihm von der bösen Fee erzählte, beschloss er, ihrem Treiben ein Ende zu bereiten.

Eines Abends ging er mit dem Kirchendiener in die Kirche und wartete, bis der letzte Ton des Gebetläutens verhallt war. Dann griff er mit seinen geweihten Händen nach dem Glockenstricke und läutete noch einmal kräftig die Glocke. - Am nächsten Morgen fand man auf der Wiese hinter der Kirche ein schleierartiges Gewand und wusste damit nichts anzufangen. Die Klakanica hat man aber seit dieser Zeit nicht mehr gesehen.

*Quelle:* Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau, S. 242.

## Das verschwundene Kind

Es war in den ersten Tagen des Monats Dezember, in der Zeit also, in der die Erwachsenen unfolgsamen Kindern zu drohen pflegen: „Warte, der Nikolaus horcht schon draußen. Gib nur Acht, dass er dich nicht holt!“

Der kleine Franzl wollte an diesem Tage der Mutter durchaus nicht parieren, und weil es schon dunkel geworden war, drohte sie ihm mehrmals mit dem Nikolaus und dem Krampus. Schließlich riss ihr aber die Geduld. Da sie gerade jemanden von den Hausleuten beim Hoffenster vorbeigehen zu sehen glaubte, öffnete sie das Fenster, packte den schlimmen Buben, hielt ihn zum Fenster hinaus und rief: „Nikolo, nimm den unfolgsamen Franzl mit!“ Sie hörte ein bejahendes Brummen, das schreiende und zappelnde Kind wurde ihr aus der Hand genommen, und sie schloss das Fenster.

Als es Zeit wurde, das Abendessen einzunehmen, rief die Mutter die Hausleute herein. Da Franzl nicht mit ihnen hereinkam, fragte sie, wo sie ihn denn gelassen hätten. Es hatte ihn aber den ganzen Abend keiner gesehen. Ungläubig sagte die Mutter: „Ich habe ihn doch einem von euch beim Fenster hinausgereicht. Ihr habt ja noch so gebrummt wie der Nikolo und ihn mir aus der Hand genommen!“ Niemand von den Hausleuten wusste etwas davon, und das Kind war und blieb verschwunden.

*Quelle:* Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau, S. 245 f.

## Über Nacht reich geworden

Vor Zeiten kamen aus der Slowakei die „Sautreiber“ herüber. Sie trieben eine Herde Schweine mit sich und verkauften sie im deutschen Grenzland. Mit prall gefülltem Geldbeutel kehrten sie zurück und kamen oft am Abend ins Gasthaus in der Liechtensteinstraße, wo sie übernachteten. Da ging es dann hoch her; sie ließen Speisen und Getränke auftragen und luden zum Freitisch ein. Nach dem Gelage zogen sie den Geldbeutel und ließen die Silbergulden auf der Tischplatte springen.

Das viele Geld weckte die Habgier des Hausknechtes; eines Nachts schlich er sich mit einer Hacke in die Scheune, wo die Gäste nach durchzechtem Abend in tiefem Schläfe lagen und schlug die tot. Die Leichen verscharrte er im Hofe, und das Geld gab er in einen Topf und vergrub ihn im Keller.

Nach einiger Zeit, es waren schon andere Leute auf dem Wirtshaus, gab der Wirt seinem buckligen Knecht den Auftrag, zur Vergrößerung des Kellers in die Tiefe zu graben. Dieser machte sich an die Arbeit und dabei stieß er auf den Topf. Er rief den Wirt herbei, der sofort erkannte, worum es sich handelte, und den Knecht mit einer anderen Weisung fortschickte: „Nimm dir ein Gabelfrühstück und dann fahr gleich aufs Feld um Klee!“ sagte er, dann brachte er das Geld in Sicherheit. Der Fund hat ihn zum reichen Mann gemacht, und er konnte sich gönnen, was sein Herz begehrt.

Als man einmal beim Setzen des Maibaumes auf Menschenknochen stieß, wurde die Vermutung ausgesprochen, dass es sich um die Skelette der verschwundenen Sautreiber handle und dass sie einem Raubmord zum Opfer gefallen wären. Man bezichtigte den früheren Wirt der Tat; hieß es doch, dass seine Frau nicht von seinem Sterbebette gewichen wäre, damit er im Angesicht des Todes seine Schuld nicht bekennen könne.<sup>9</sup>

*Quelle:* Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau, S. 242 f.

## Die Milchhexe

Der Benedik (Vater von Beliček), der Koß und der Jankowitsch standen spät abends beim Glockenturm und wussten nicht, ob sie schon nach Hause gehen oder noch etwas unternehmen sollten. Kommt der Schneck Vinzenz daher und ruft: „Jožko, bei eurem Hintertürl ist gerade eine Milchhexe hineingehuscht!“ „Sakra, sakra!“ schreit der, „no, der werden wirs zeigen! Kommts!“ „Halt!“ sagt der Schneck, „das müssen wir gescheiter anfangen. Du gehst po ulici (Hauptstraße), du zahumni (hintaus), du do kradlowa (Diebsgasse) und ich lauf zum Schlossberg, marsch!“ – Und da ist der Schneck Vinzenz gerade zurechtgekommen, wie ein weißes Gespenst bei einem Türl heraushuschen will.

Er packt es, reißt ihm das Leintuch herunter, und ein bekanntes Gesicht kommt zum Vorschein. Bei der ersten Watschen fällt der Frauensperson das Büttel aus der Hand, dass die Milch weiß in den Staub fließt. Und da sind auch schon die anderen drei Gesellen, und jeder gibt dem Gespenst eine Ohrfeige.

Man hat dann erzählt, daß die ... ikin vom Schlossberg acht Tage im Bett gelegen ist. Von der Milchhexe hat man nichts mehr gehört.

*Quelle:* Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau, S. 247.

---

<sup>9</sup> Die Sage „Über Nacht reich geworden“ entstand wohl auf Grund der öfter gemachten Skelettfunde; diese sind jedoch Überreste der im Jahre 1646 an der Pest gestorbenen Schweden, die man hier in einem eigenen Friedhof bestattet hat.

Die Sagen „Über Nacht reich geworden“, „Die sprechende Katze“, „Der Wechselbalg“ und „Das verschwundene Kind“ hat Robert Zelesnik nach Mitteilungen von Rudolf Schweinberger, Franz Zuba, Franz Schmidt und Karl Worlitschek - nach Angaben seiner Urgroßmutter Magdalena Bartosch, die zu allen Erzählungen auch noch das betreffende Haus anzugeben wusste, aufgeschrieben.

## Die sprechende Katze

Ein Bauer hatte mehrere Töchter, die auf ihre Sonntagskleider besonders heikel waren. Nach jedem Sonn- und Feiertag wurden die Kleider gereinigt, gebügelt und sorgsam im Schrank verwahrt. Wie erschraken aber die Mädchen, als sie eines Tages die schönen Kleider anziehen wollten und sahen, dass sie jemand getragen haben musste, denn sie waren arg zerknittert. Da niemand im Hause war, wenn sie auf das Feld gingen, und Tür und Tor immer wohl verschlossen gehalten wurden, konnte man sich den Vorfall nicht erklären.

Als es öfter geschah, legten sie sich auf die Lauer, um die vermeintlichen Einschleicher auf frischer Tat zu ertappen. Doch es war vergeblich, und die Sache konnte nicht aufgeklärt werden.

Nach längerer Zeit – man hatte sich inzwischen an die immer wieder zerknitterten und irgendwie benutzten Kleider gewöhnt – saß einmal die Bauernfamilie und das Gesinde bei Tisch. Auf einem unbenutzten Stuhle lag die Katze und schlief behaglich schnurrend. Plötzlich machte sie wie im Traume eine Bewegung und rutschte mit der Pfote von der Stuhlkante ab. Mit einem unwillkürlichen Ruck zog sie im Halbschlaf die Pfote wieder zurück und sagte laut und vernehmlich: „Hoppla, jetzt wär’ ich fast ’nunterpurzelt!“

Was Wunder, dass den Leuten, als sie die Katze wie einen Menschen reden hörten, der Bissen im Mund stecken blieb, so sehr erschraken sie. Alle waren sich darin einig, dass diese Katze eine Hexe sein müsse, und in ihrer Aufregung erschlugen sie das unheimliche Tier. Und siehe da, von nun an blieben die Sonntagskleider der Töchter unberührt.

Also war die Katze wirklich eine Hexe gewesen! Denn nur sie konnte, wenn alle Hausbewohner auf dem Felde waren und das Haus wohl verschlossen war, die Kleider getragen haben.

*Quelle:* Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau, S. 243 f.

## Tella und Pirtl

Die Verständigung zwischen den slowakischen Dienstleuten und dem deutschen Bauern stieß auf keine Schwierigkeiten, da dieser meist so viel slowakisch konnte, um sich zur Not zu verständigen; anders freilich war es zwischen Magd und Bäuerin.

Da sagte einmal die Bäuerin zur Agnuschka, die erst einige Tage im Hause war: „Bring an Tella rei(n)!“ Die Agnes war wohl erstaunt, ging aber gehorsam in den Stall und brachte ein – Kalb (slowakisch tela) in die Küche. Später befahl die Bäuerin: „Bring a Rebbürdel!“ (Bündel von Weinreben zum Unterheizen!) – Die Agnes steht ratlos im Hof: „Reh? Reh? – To je brece srnka! Ale Pirtl? Pirtl? – Co to je?“ (Das erste ist doch ein Reh! Aber Pirtl? – Was ist das?)

*Quelle:* Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau, S. 245.

## Zwölfe is(t)'s!

Als der Hohenauer Totengräber einmal verhindert war, vertraten ihn zwei Männer beim Ausheben der Grube. Sie stellten den Versenkapparat über das Grab und wollten ihn auch ausprobieren. Nach langem hin und her legte sich der Schwerere hinein, und der andere ließ ihn hinunter. Da blies die Sirene 12 Uhr. „Zwölfe is(t)'s!“ sagte der obere und ging essen. Der in der Grube brüllte, daß er herauswolle, doch der andere hörte ihn nicht mehr. Nach einer Weile hörte die Frau des Totengräbers das Geschrei und kurbelte den Mann herauf.

*Quelle:* Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau, S. 246.

## Der Wechselbalg

In einem Hohenauer Bauernhaus bemerkten die Bewohner, dass jedes Mal, wenn sie vom Felde heimkamen, allerlei von den Speisen fehlte. Das Brot war angeschnitten, das Schmalz war weniger usw. Da sich die Leute das nicht erklären konnten, wandten sie sich an eine weise Frau. Diese meinte zuerst: „Ist wirklich niemand im Hause, wenn ihr weggeht?“ Sie versicherten, es sei bestimmt niemand im Hause, nur das Kind liege in der Wiege.

Da fragte die Frau, ob ihnen an dem Kinde nichts aufgefallen sei. Darauf antworteten die Leute: „Es hat ein auffallend altes Gesicht, so wie ein Erwachsener!“

Die weise Frau gab ihnen folgenden Rat: „Ihr müsst in der Stube, in der das Kind liegt, auf der Erde ein Feuerchen anmachen, rundherum stellet halbe Eierschalen, die mit Wasser gefüllt sind, auf, und dann beobachtet durch das Schlüsselloch das Kind!“

Sie taten so, wie ihnen aufgetragen worden war. Da sahen sie, wie das Kind aus der Wiege stieg, um das Feuerchen herumtanzte und sang:

„So alt ich bin, so lang bin ich ein Teufelein,  
doch nie sah ich kochen in solchen Töpflein!“

Dann ging es hin, schnitt sich Brot ab, bestrich es mit Schmalz und ließ sich's gut schmecken. – Da erzählten die Leute der weisen Frau, was sie gesehen und gehört hatten. „Ihr habt einen Wechselbalg“, sagte diese. „Was sollen wir da tun?“ jammerten die Leute und baten um Rat.

„Ihr müsst“, sagte die weise Frau, „nach dem Gebetläuten mit dem Wechselbalg an eine Wegkreuzung gehen und ihn dort durchprügeln. Dann lasst ihn liegen und geht nach Hause. In aller Früh vor Sonnenaufgang müsst ihr aber wieder an dem Kreuzweg sein. Dort werdet ihr dann das richtige Kind vorfinden, das allerdings genauso verprügelt sein wird wie der Wechselbalg. Verschlafte aber ja nicht!“ Die Leute taten alles, was ihnen aufgetragen worden war, und fanden wirklich am Morgen an der Wegkreuzung das richtige Kind, das aber erbärmlich verprügelt war.

*Quelle:* Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau, S. 244 f.

## Der Wechselbalg (2)

Am Hof der Stünzels wurde ein wunderschöner Junge geboren. Da gerade Erntezeit war, hatten alle viel zu tun und als die Mutter für alle das Essen zubereitete, ließ sie das Neugeborene oft ohne Aufsicht.

Nach einigen Wochen fiel ihr auf, dass der Junge nicht wuchs, nur sein Kopf wurde größer, und anstatt zu weinen, krächzte er nur schrecklich. Es verschwand auch immer wieder Essen am Hof, obwohl nur das Neugeborene im Haus war. Da holten sie sich bei der Kräuterhexe Rat. Diese untersuchte das seltsame Geschöpf und sagte: „Es scheint mir, dass die Waldnympe euer Kind ausgetauscht hat. Ihr habt wohl einen Wechselbalg.“ So riet sie den Unglücklichen: „Vor der Mittagsstunde müsst ihr am Küchenboden ein kleines Feuer machen, rundherum Eierschalen streuen und dann beobachtet ihr durch das Schlüsselloch was geschieht.“

Die Stünzels taten, wie ihnen gesagt wurde und beobachteten das schreckliche Schauspiel. Das Kind kroch aus der Wiege, wärmte zuerst seine Hände über dem Feuer und begann dann rund um das Feuer zu tanzen. Es hopste und sang, bis es die Eierschalen bemerkte. Es krächzte:

„So alt bin ich, so lang ein Teuflein,  
hab aber noch nie gesehen, dass man kocht in so kleinen Töpflein.“

Schnell liefen die Stünzels zur Kräuterhexe um sich noch einen Rat zu holen: „Vor dem Abendläuten müsst ihr das Kind in den Graben neben dem Weg hinterm Dorflegen und es mit einer Birkenrute mit aller Kraft verprügeln. Lasst es dort liegen und geht schnell weg. Am nächsten Tag vor dem Morgengrauen findet ihr dort euer echtes Kind.“

Die Eltern folgten ihrem Rat und bekamen endlich ihren Sohn zurück. Er sah jedoch ziemlich verprügelt aus.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 50 f.

## Blutiger Kirtag 1919

Zum Kirtaganz beim Marschitz waren auch einige Hohenauer, die einer Wiener Platte (Einbrecher) angehörten, gekommen. Sie taten groß, nahmen den Burschen ihre Mädchen weg und schossen mit ihren Revolvern in die Luft. Es wurde um eine Patrouille der Volkswehr geschickt. Drei Volkswehrleute eröffneten das Feuer in den Tanzsaal. Zwei der Pülcher waren sofort tot, ein dritter versteckte sich verwundet im Stall, doch wurde er herausgezogen und erschossen, trotzdem er flehentlich um Gnade bat.

*Quelle:* Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau, S. 247.

Nun eine Sage vom Wassermann, wie ich sie diesseits und jenseits der March erzählen gehört habe.

## Vom Wassermann

Als die alte Benesch wieder einmal zur Mühle ging um Korn mahlen zu lassen, war ihr klar, dass sie dort den Wassermann treffen würde, Er saß auch schon ganz frech bei der Zufahrt zur Mühle und kämmte sein Haar. Sie bekreuzigte sich dreimal und gab ihm eine schallende Ohrfeige und schrie: „Rechts aus dem Weg!“. Auf diese Weise war es möglich, böse Folgen, die eine Begegnung mit dem Wassermann nach sich ziehen konnten, zu vermeiden. Der Wassermann aber drohte ihr zornentbrannt, dass er sich das nächste Mal bei ihr rächen werde.

Am nächsten Tag ging der Sohn der Benesch mit den Pferden zur Schwemme, um diese zu tränken. Kaum war er aber mit den beiden Pferden drinnen, da sank das eine Tier auch schon ins Wasser nieder. Schnell ritt er mit dem anderen Pferd aus der Schwemme, um nicht auch noch Opfer des rachsüchtigen Wassermannes zu werden. Als man das ertrunkene Pferd dann aus dem Wasser zog, fand man am Hinterfuß die Abdrücke der Wassermannpranken.

*Quelle:* Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau, S. 248.

Gerade die meist heiteren, unmittelbar aus dem Alltag gegriffenen Geschichten vermögen ein richtiges Bild von Erlebniswelt und Wesen der Grenzbewohner zu geben. – Hier noch zwei solche:

## Die Erdäpfelsäck fallen um

Der Czerwenka Jakob und sein Eheweib ließen sich's gut gehen. Kinder hatten sie keine, wozu sollten sie sparen? Sie aßen schon am Vormittag ein halbes Kilo Gebratenes und begossen es mit einem Liter Wein, und beide wetteiferten im Umfang ihres Bauches.

Als 1866 die Cholera umging, packte sie zuerst die armen Leute, und die Czerwenkas lachten: „Die Erdäpfelsäck' fallen schon um!“ Und jedes Mal, wenn man einige Erdäpfelesser hinausführte: „Ha, ha, wie die Erdäpfelsäck' umfallen!“. Und dann geschah es, dass auch sie die Cholera erwischte und hinwegraffte. Da sagten die Leute: „Jetzt fallen auch die Specksäu' um!“

*Quelle:* Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau, S. 248.

## Suničku, vstávaj! (Söhnchen, steh auf!)

Als der Sohn unserer Nachbarin anfang, die Schule zu besuchen, musste ihn jeden Morgen seine Mutter aufwecken.

Und das vollzog sich jeden Morgen folgendermaßen: „Suničku, vstávaj!“ - Nach fünf Minuten: „Vinzi, vstávaj, už je čas! (Vinzenz, steh auf, 's ist schon Zeit!) - Nach fünf Minuten: „Ty podvoro, nestaneš!“ (Du Mistvieh, stehst nicht auf!)

*Quelle:* Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau, S. 248.

# Katzelsdorf

## Der durstige Kamerad

Zwei Spezi machten sich in Hohenau auf den Weg nach Katzelsdorf. Der eine konnte es nicht übers Herz bringen, bei einem Wirtshaus vorbeizugehen. Der andere konnte nicht besonders gut Deutsch.

Der Durstige wollte daher in Rabensburg, Bernhardsthal und Reinthal unbedingt einkehren. Der andere setzte sich aber durch und erreichte es, dass sie ohne Aufenthalt in Katzelsdorf ankamen.

Hier erklärte er endlich, er wolle nun auch einkehren. Als ihn der Durstige fragte, wieso er denn gerade jetzt dazu bereit sei, antwortete er:

„No, konnst nit les'n. Do steht doch: GE-ME-IN-DE-WIRTS-HAUS“!

*Quelle: Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 306.*

## Der Meister Peter Martin / Einleitung

Um den Anfang dieses Jahrhunderts gab es in Katzelsdorf einen Schuhmachermeister namens Peter Martin, der ein richtiges Original und ein rechter Pfiffikus war. Mit Anekdoten, Witzen und aus dem Stegreif ausgedachten Schnurren wusste er jede Gesellschaft auf das Beste zu unterhalten. Er soll auch ein erfolgreicher Redner gewesen sein und während des Zweiten Weltkrieges, als es noch keinen Gemeindevorstand gab, die durch die Lebensmittelrationierungen und dgl. nötigen Arbeiten spielend im Handumdrehen gemeistert haben.

Durch seinen immer zu Streichen aufgelegten Humor hat er manchen arg mitgespielt. Von seinem erhöhten Handwerkssitz sah er seine Kunden immer schon rechtzeitig kommen. Kam einer der schon länger auf eine Schuhreparatur hatte warten müssen, dann suchte der Meister flink dessen Schuhzeug aus dem Haufen heraus und sagte dem Betreffenden, er habe seine Schuhe gerade in der Arbeit. War der Mann draußen, so flog das Schuhwerk wieder in weitem Bogen auf den Haufen.

## Der Meister Peter Martin / Der 1. April

Den 1. April ließ der Meister nie vorbeigehen, ohne eine seiner Eulenspiegelereien in Szene gesetzt zu haben. Einmal verfasste er für diesen Anlass einen Brief und wartete auf ein geeignetes Opfer. Dann rief er einen jungen Mann herein, gab ihm den Brief mit dem Auftrag, ihn zum Schmiedemeister zu tragen und ihm zu sagen: „Sie sollen mir gleich alles geben, was im Brief steht!“ Als der Schmied den Brief gelesen hatte, verabreichte er dem Überbringer einige Ohrfeigen. Als dieser empört protestierte, ließ ihm der Schmied den Brief lesen, in dem stand, der Schmied möge dem Burschen anlässlich des 1. Aprils etliche Ohrfeigen versetzen.

## Der Meister Peter Martin / Warum die Schuhmacher jeden Montag blau machen

Meister Peter Martin erklärte dies auf folgende Art.

Der Patron der Schuhmacher ist der Hl. Krispin. Dieser sei an einem Montag den Märtyrertod gestorben. Da man aber nicht wusste, an welchem Montag, so habe man beschlossen, jeden Montag zu feiern!

## Der Meister Peter Martin / Das große Weintraubenkörndl

Berühmt waren des Meisters Aufschneidegeschichten, die er anscheinend dem Baron Münchhausen abgelauscht hatte. Er wusste sie so anschaulich zu erzählen, dass sie von manchem naiven Ortsbewohner als bare Münze genommen wurden. Hier ein Beispiel seiner Aufschneidereien.

Von dem Weingarten, den der Meister in den Obern Lüssen hatte, war bekannt, dass die Körndl, nämlich die Weinbeeren, besonders groß seien. Als sie in einem Jahr ganz besonders groß ausgefallen waren, erfand er folgende Geschichte:

Ein besonders großes Weintraubenkörndl sprang durch Witterungseinfluss auf. Weil diese Beere aber so unglaublich viel Saft enthielt, bestand bald Gefahr, dass fast der ganze Unterort überflutet worden wäre. Da führten die Bauern in aller Eile vom Teichberg Erde zusammen und errichteten einen Damm, um den Ort vor einer Überschwemmung zu schützen. Der Damm blieb bestehen und es entstand der Katzelsdorfer Teich!

*Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 312f.

## Die abenteuerliche Wienfahrt

Eine Frau fuhr mit ihrem Söhnchen im Jahre 1956 das erste Mal nach Wien. Als sie in einem Großkaufhaus den Portier fragte, wo man da einen Schirm kaufen könne, antwortete dieser kurz: „Erst'n Stock!“ Da wich die Frau zurück und sagte zu sich: „Na sowas, wenn man einen Schirm will, muss man erst einen Stock kaufen!“ Später hatte die Frau Lust, einmal ein Kino zu besuchen und sie fragte einen Passanten: „Bitte, wo ist denn das Kino?“ Dieser antwortete: „Gradaus!“ Da ärgerte sie sich und meinte: „Einmal möchte ich in ein Kino gehen, da ist es grad aus!“

Als sie dann auf den Bahnhof kam und fragte, wann sie einen Zug habe, mit dem sie heimfahren könne, hieß es: „Erst 19 57“. Das traf die Frau wie ein Donnerschlag. Als sie ratlos auf der Gasse mit dem Söhnchen herumirrte, fing sie in ihrer Ratlosigkeit zu weinen an. Ein Wachmann fragte sie teilnahmsvoll, warum sie denn weine. Sie sagte: „Weil der nächste Zug nach Hause erst 1957 fährt!“ Der Wachmann meinte: „Ist das Ihr Ernst?“ Weil er dabei ihr Söhnchen anschaute, sagte sie: „Nein, das ist der Franzl. Er hat nur das G'wand vom Ernst an!“

*Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 315.

## Die Hausbrunner Pappel

An der Straße, die von Katzelsdorf nach Altlichtenwarth führt, steht vor dem zum Hamethof führenden Privatweg eine alte Pappel, die etwa 20 m emporragt und einen Umfang von 6 m hat. Dieser wuchtige Baumriese trägt den Namen „Hausbrunner Pappel“.

Wie der Baum zu diesem Namen gekommen ist, darüber berichtet die Sage:

Es war anno dazumal. Da wurde in Katzelsdorf ein Wiesenverkauf angekündigt. Einige Hausbrunner Gemeindeväter, die für ihre Gemeindestiere Graskäufe tätigen wollten, machten sich auf den Weg dorthin. Wider Erwarten fand aber der Grasverkauf zu dem angesagten Termin nicht statt, sodass die Männer ihren Ärger im Gemeindegasthaus durch entsprechenden Alkoholgenuss samt ihrem großen Durst zu dämpfen suchten.

Um auf dem Nachhauseweg das Gleichgewicht besser halten zu können, nahm sich jeder einen Pappelstock, der ihn vor zu argem Hin- und Herschwanken bewahren sollte. An der Abzweigung des Weges zum Hamethof hielten sie Rast. Sie stießen ihre Pappelstöcke in das weiche Erdreich, ließen ihren Alkoholdampf unter freiem Himmel entweichen und suchten sich in jeder Hinsicht Erleichterung zu verschaffen.

Als sie weitergingen, dürften sie ihre Stöcke vergessen haben. Der eine aber hatte richtig Wurzeln gefasst und aus ihm entwickelte sich in dem feuchten Wiesengrund dieser Baumriese.

In jüngerer Zeit soll ein Hausbrunner die Absicht gehabt haben, die große Pappel zu kaufen. Die Frau gab ihm den entsprechenden Geldbetrag mit, er aber geriet in die Gesellschaft mehrerer Freunde und vertrank mit ihnen in Feldsberg, das damals auch für Hausbrunn Sitz des Bezirksgerichtes war, den ganzen Geldbetrag. Der Frau erzählte er später, der Kauf hätte sich nicht gelohnt, da man keine so große Säge auftreiben konnte, mit der man des Baumes Herr geworden wäre. Eine Zeitlang soll der Baum den Familiennamen dieses Hausbrunners getragen haben, bis er schließlich einfach „Hausbrunner Pappel“ hieß.

*Quelle:* „Weinviertler Nachrichten“ 1973, № 30. / Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 305.

## Die Preußen in Katzelsdorf

Als im Jahre 1866 die Preußen auch nach Katzelsdorf kamen, da hatte der damalige Gastwirt das Gasthaus geschlossen und war geflüchtet. Als die Preußen das Gasthaus gesperrt fanden,

öffneten sie die Tür gewaltsam und bedienten sich mit den vorhandenen Speisen und Getränken.

Sie beschädigten aber auch absichtlich einige Einrichtungsstücke und schrieben als Begründung ihrer Handlungsweise auf die Tür des Eiskastens:

„Wäre er hier geblieben,  
hätten wir das nicht getrieben.  
Wir sind keine Menschenfresser,  
sondern die noblen Preußen,  
die tapfere Krieger heißen.“

Nach der Erzählung einer alten Katzelsdorferin. *Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 312.

## Die Türken um Hamet oder Wie Katzelsdorf zu seinem Namen kam

Als die Türken einmal über die March eingedrungen waren und in die Gegend von Katzelsdorf kamen, zogen sich die Katzelsdorfer mit Hab und Gut auf die höchstgelegene Stelle der damals schon verschollenen Stadt Hamet, den Hamet-Parzt zurück und öffneten die Schleusen der drei Bäche, die sich hier zum Hametbach vereinigen, sodass der Hamet-Parzt wie eine Insel von einem See eingeschlossen wurde.

Als es Nacht wurde, zündeten sie ein großes Feuer an und veranstalteten, um die Türken hierher zu locken, mit viel Lärm und Lachen ein Fest. Die Türken gingen wirklich in die Falle. Ganze Scharen versanken mit Mann und Ross.

Am darauf folgenden Morgen aber drangen die überlebenden Türken in Katzelsdorf ein und vernichteten in ihrer Wut alles, was ihnen in den Weg kam. Als die Katzelsdorfer, soweit sie noch am Leben waren, nach dem Abzug der Türken sich aus ihren Verstecken wagten und die Reste ihrer Dorfstätte absuchten, fanden sie als einziges Lebewesen eine Katze, die die Türken am Leben gelassen hatten. Nach dieser Katze erhielt der wieder aufgebaute Ort den Namen Katzelsdorf.<sup>10</sup>

Diese Sage war noch um die Jahrhundertwende vielen Katzelsdorfern in dieser oder ähnlicher Form bekannt. Als man einmal in der Hametniederung nachzugraben anfang, soll man tatsächlich im Sumpfe versunkene Türken, die noch auf ihren Rössern saßen, gefunden haben, überdies Krummsäbel und andere Waffen.

*Quelle:* „Weinviertler Nachrichten“ 1953, № 30 und 1968, № 36. / Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 304f.

## Eine Flügelbahn nach Katzelsdorf

Als 1839 die „Kaiser Ferdinands Nordbahn“ Lundenburg erreichte und schon bald darauf einige Flügelbahnen<sup>11</sup> entstanden, wurde auch der Katzelsdorfer Gemeinderat gefragt, ob der Ort nicht an einer Flügelbahn interessiert wäre.

Der Gemeindratsbeschluss war einstimmig: „Eine Bahn die fliegt, die brauchen wir nicht!“

Mündliche Überlieferung, aufgezeichnet von Dieter Friedl.

---

<sup>10</sup> Diese Sage war noch um die Jahrhundertwende vielen Katzelsdorfern in dieser oder ähnlicher Form bekannt.

Als man einmal in der Hametniederung nachzugraben anfang, soll man tatsächlich im Sumpfe versunkene Türken, die noch auf ihren Rössern saßen, gefunden haben, überdies Krummsäbel und andere Waffen.

Aus den „Weinviertler Nachrichten“ 1953, № 30 und 1968, № 36.

<sup>11</sup> Stichbahn, Stichstrecke; eine von einer (Haupt-) Bahnstrecke abzweigende Nebenbahn.

## Katzelsdorf / Reintal

Katzelsdorf ist am weitesten von der Bahn entfernt. Das mag vielleicht der Grund dafür sein, dass sich hier in der Bevölkerung mehr Geschichten aus früherer Zeit erhalten haben. Die folgende hat man wohl erfunden, als man den Gemeindediener frotzeln wollte, natürlich den des Nachbarortes!

### Der Gewitterkauf

Auch früher gab es oft in der Gegend trockene, regenarme Sommer.

In einem solchen Jahr, anno dazumal, beschloss der Gemeinderat von Reintal, den Gemeindediener nach Feldsberg in die Apotheke zu schicken, und zwar mit dem Auftrag, er solle dort für 70 Kreuzer ein Gewitter kaufen.

Der einfältige Gemeindediener hatte einen Gulden mit. Der Apotheker hatte aber gerade kein Kleingeld, und daher überredete er den Gemeindediener, gleich um einen Gulden ein Gewitter zu kaufen. Er hatte unterdessen eine Biene in eine Zündholzschachtel getan und dem Gemeindediener strengstens aufgetragen, die Schachtel erst in Reintal zu öffnen.

Nun machte sich der Mann auf den Heimweg. Dabei hörte er in der Schachtel ein drohendes Brummen. Als er sich Reintal näherte, übermannte ihn die Neugier, und er wollte wissen, was da in der Schachtel sei.

Kaum hatte er die Schachtel etwas geöffnet, da flog die Biene auch schon davon. Augenblicklich rannte er ihr nach und schrie ihr aus Leibeskräften nach: „Nach Reintal! Nach Reintal!“

Sie flog auch wirklich nach Reintal, und am nächsten Tag entlud sich über Reintal ein Gewitter mit einem wolkenbruchartigen Regen, so dass die tiefer liegenden Häuser, darunter auch das des Bürgermeisters, arg überschwemmt wurden.

Kaum waren die ersten Aufräumarbeiten nach dem Gewitter beendet, da berief der Bürgermeister eine Gemeinderatssitzung ein.

In der Sitzung wurde dem Gemeindediener vorgehalten, er habe den Auftrag gehabt, ein Gewitter um 70 Kreuzer zu kaufen, er habe aber eines um einen Gulden gekauft und sei daher für das zu starke Unwetter verantwortlich. Er wurde zum Ersatz der 30 Kreuzer verurteilt und überdies augenblicklich entlassen!

*Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 314.

## Walterskirchen/ Großkrut (Böhmischkrut)

### Die Glocke von Walterskirchen

An jener Stelle unterhalb von Walterskirchen die Nonnwald genannt wird, befand sich einst ein Nonnenkloster, das von fruchtbaren Feldern umgeben war. Zu dem Besitz der frommen Frauen gehörte auch ein Teich, dessen alte Dämme heute noch sichtbar sind. Zerstört und verwüstet wurde die Ansiedlung von den Schweden, die 1645 in das Land einfielen. Später soll es dann dort gespuht haben, so dass der Ort mit dem verwüsteten Kloster von den Einheimischen gemieden wurde.

Einmal hütete ein Hirte aus Walterskirchen in der Nähe der Klosterruinen Schweine. Da Schweine gewöhnlich im Boden wühlen, fand er auch nichts Besonderes daran, als eine Sau ganz besonders heftig und lange mit dem Rüssel im Boden herumwühlte.

Als er nun doch neugierig wurde und zu der Sau hinging, fand er ein Stück glänzendes Metall aus dem Boden ragen. Eilig grub er selber weiter und bald konnte er eine Glocke erkennen.

Als der Fund bekannt wurde, stritten die Walterskirchner und die Böhmischkruter um die Glocke, denn beide Orte beanspruchten sie für sich. Die einen meinten, sie liege genau in der Mitte zwischen beiden Orten, die anderen hielten dagegen, sie sei genau an der Grenze gefunden worden. Kurz entschlossen spannten dann die Kruter zwei Pferde vor die Glocke, um sie aus dem Boden zu ziehen. Doch sie bewegte sich nicht von der Stelle. Später versuchten es die Walterskirchner mit nur einem Pferd; und sie hatten Erfolg.

So hängt die Glocke, die später umgegossen wurde, noch heute am Kirchturm von Walterskirchen und klingt hell bis nach Großkrut.

*Quelle:* Das Weinviertel in seinen Sagen, S. 213 f.

## Ortsneckereien und Ortsspitznamen

Heute würde es niemandem einfallen, sich über den Spitznamen, den man seinem Ort gegeben hat, aufzuregen. Es sind auch meist nur noch wenige in jedem Ort, die über solche Spitznamen Bescheid wissen.

Oft hörte man auch, dass Nachbarörtler damit gehänselt wurden, ihre Gemeindeväter hätten einmal beschlossen, weil sie überschüssiges Geld in der Gemeindekasse gehabt hätten, den Teich mit Rohziegeln zu pflastern. Da es aber mehrere Orte sind, die Teiche haben oder hatten, ist man sich heute nicht mehr ganz einig darüber, welchen Ort die Neckerei eigentlich treffen sollte.

### »Sterzfresser und Gnackwetzter«

Die hier angeführten Ortschaften mit ihren Orts-Spitznamen findet man ebenfalls in dem am 13. November 2018 im Verlag Edition Winkler-Hermaden erschienen Buch »Sterzfresser und Gnackwetzter« – Lexikon der Weinviertler Orts-Spitznamen – von Michael Staribacher und Christian Wiesinger, wo auch zahlreiche Details und Erklärungen nachzulesen sind.

Die mit einem Omega-Zeichen [Ω] gekennzeichneten Einträge sind diesem Buch entnommen und wurden im Jänner 2019 diesem Sammelband hinzugefügt.

einige Weinviertler »Ortsspitznamen«...

Althöflein [Ω]..... Sändhåsen

Altlichtenwarth [Ω]..... Wuchtlpracker, „Liachtenwoader – Zantorder“, Ålt-Peking

Bernhardsthal..... Mischlingjane, Hoadnjodln

›Mischlingjane‹ benannt nach dem „Mischling“, einer im Grenzland gerne gekochten einfachen Speise. Der „Ur-Mischling“ – laut Frau Maria Huber, geborene Stättner von N<sup>o</sup> 109 – besteht aus geschnittenen Erdäpfeln (Sieglinde) und geschnittenen Semmelknödeln<sup>12</sup> vom Vortag, welche gemeinsam in heißem Schweineschmalz scharf angrötzt (angeröstet, angebraten) werden. Dazu passt für Kinder Joghurt (NöMix), Erwachsene bevorzugen saure Gurken (Essiggurken), grünen Häuptel-, Gurken oder einen Roten Rübensalat.<sup>13</sup>

Im Laufe der Jahre hat sich der Mischling, vermutlich aufgrund übriggebliebener dazu passender „Restln“ wie Nudeln und Ähnlichem, von Haushalt zu Haushalt sehr unterschiedlich weiterentwickelt.

Der Spitzname. Hoadnjodln geht auf die Zeit zurück, da manche Kleinhäusler im Marchfeld „Hoadn“ (Heiden, Buchweizen) einkauften und die Graupen verkauften.

Blumenthal..... Kiadreckmåler, „Blamathåler - Kiadreckmåler“ [Ω]

Bullendorf..... Felberjogel, Felberer [Ω]

Dobermannsdorf [Ω]..... Zaunbrunzer, Mondlöscher

Drasenhofen ..... Krautscheißer → Spannberg

Dürnkrot ..... Ruimazuzla (Rübenezler) aufgrund der von 1844 bis 1978 hier ansässigen Zuckerfabrik

Ebersdorf an der Zaya ..... Steirer, Steirerjogln

Eibesbrunn [Ω] ..... Heujodln

<sup>12</sup> Bei mehreren Semmeln und Knödeln – laut Karl Valentin: „Semmelknödeln“; landläufig „Semmelknödel(n)“.

<sup>13</sup> Es dauerte 40 Jahre, bis durch diesen „Geschichten & Sagen“-Band das Mischlings-Rezept im Bernhardsthaler Heimatbuch (1976) richtiggestellt werden konnte. *Quelle*: Ernst Huber, N<sup>o</sup> 111, am 10. März 2016.

Eibesthal.....Schneiderhänger <sup>14</sup>, Strickhänger [Ω]

Eibesthal liegt 4 km östlich und außerhalb von Mistelbach und gehört seit 1972 als Katastralgemeinde zur Großgemeinde Mistelbach.

Im Jahre 1569 geschah es, dass bei Jakob Herberts eingebrochen wurde und ein Großteil seines Vermögens geraubt wurde. Da der damalige Schneider Rothenthaler aufgrund einer Erbschaft nach Tulln gezogen war, wurde sein Verschwinden sogleich mit dem Diebstahl in Verbindung gebracht. Unter einem falschen Vorwand wurde er zurück nach Eibesthal gelockt und ohne ordentliche Anhörung in den Kerker gesteckt. Eigenhändig wurden Untersuchungen durchgeführt und der Schneider auf schreckliche Weise gefoltert. Immer wieder beteuerte er seine Unschuld, was aber seine Peiniger jedoch nicht davon abhielt, ihm noch mehr zu quälen. Ein eigens hinzugezogener Folterknecht der Herrschaft ging unverrichteter Dinge, da er nicht mit ansehen wollte, wie die Bauern mit ihrer rohen Gewalt mit dem armen Schneider verfahren. Als die Eibesthaler schließlich die Geduld verloren und die Tortur immer härter wurde, verstarb Rothenthaler, ohne dass seine Schuld bewiesen wurde.

Eilig wurde der herrschaftliche Richter geholt, mit falschen Zeugenaussagen, gefälschten Dokumenten und ohne Anhörung des Beschuldigten wurde vom Richter ein Todesurteil abverlangt, welches dieser schließlich ausstellte.

Im Februar 1570 wurde der Leichnam gehenkt, damit der Richter nicht merke, dass Rothenthaler bereits tot war. Es fiel ihm zwar auf, dass dieser sich „wenig“ bewege, was die Peiniger aber auf die Folter und seinen schlechten Gesundheitszustand schoben.

Als der tote Körper 11 Wochen und 5 Tage Blut schwitzte, wurde dies den Eibesthalern aber unheimlich und der Prozess durch ein ordentliches Gericht neu aufgerollt. Der wahre Schuldige wurde gefunden und mitsamt jenen Leuten, die Rothenthaler um sein Glück und Leben gebracht haben, verurteilt.

Nach dieser peinlichen Affäre neckte man die Eibesthaler indem man einen Strick von seinem Wagen hängen ließ. Doch wehe dem, den die Eibesthaler dabei erwischten ...

Eichhorn.....Stumm leit(e)n; Stummleiter [Ω]

In der Gemeinde Eichhorn wurde zu Zeiten als der Wein noch mit dem Pferdefuhrwerk ausgeliefert wurde, immer morgens vom Gemeindediener die Glocke geläutet. Als einmal in den frühen Morgenstunden einige leicht angeheiterte Bauernburschen aus Windisch Baumgarten durch Eichhorn fuhren, da hatten sie eine folgenschwere Idee. Eingeweiht über die Gebräuche der Ortschaft wussten sie, dass bald die Glocke geläutet werden würde. Einer der Burschen nahm daher seine Pelzmütze und stülpte sie über den Glockenschwengel. Danach versteckten sich die Burschen hinter einer Hecke und warteten auf den Gemeindediener, der auch schon bald darauf kam um die Glocke zu läuten. Als er trotz heftigstem Ziehen am Seil keinen Ton vernahm und verwundert ins Freie trat um nach der Glocke zu sehen, gaben sich die Scherzbolde zu erkennen und riefen: „Seit wann tans in Achhorn stumm läuten?“ Der Gemeindediener, um nichts verlegen, antwortete nur: „In Achhorn is ois oans!“

Erdberg.....Zeis(e)lbären, Zeis(e)lberger [Ω]

Falkenstein.....Gnackwetzler, Grimmling oder Krimbling [Ω]

Föllim.....Weltachsschmierer

Frättingsdorf.....Kotjogl, Ziaglschläger [Ω]

In Zeiten als die Wege noch nicht recht befestigt waren, gingen die Frättingsdorfer über die Feldwege zur Kirche nach Hörersdorf. Bei Schlechtwetter kamen sie dementsprechend kotig zum Gottesdienst.

Gaweinstal [Ω] .....Glaslscheißer, Gaunersdorfer

Ginzersdorf.....Hunnen

---

<sup>14</sup> Nach einer wahren Begebenheit, niedergeschrieben von Hrn. Prälat Fried.

Großkrut ..... Die Kruter hãm...

Ganz Großkrut steht unter dem Motto »Die Kruter hãm...«. An den großen Ankündigungstafeln die sich an allen Ortseinfahrten befinden wird damit für örtliche und kulturelle Veranstaltungen geworben. Dieser Spruch geht weit zurück in die Annalen der Gemeinde Großkrut alias Böhmschkrut.

Aufgrund ihrer über Jahrhunderte langen Verbundenheit zu geistlichen Grundbesitzern und Ortsoberen, erst zum Stift Passau und in weiterer Folge zu den Tullner Frauen, waren sie gegenüber vielen anderen Orten des Weinviertels bevorzugt. Die geistlichen Schwestern haben Zehent und Robot nicht so vehement und genau eingefordert wie ein weltlicher Lehensherr. Auch beim Bemessen sollen sie manchmal ein Auge zugeedrückt haben.

Neidvoll blickten damals die Nachbarorte auf Böhmschkrut und der Spruch: »Ja, ja, die Kruter hãm...« wurde zum geflügelten Wort. Der stolze Kruter setzte dem noch hinzu „... schöne Mädchen und an guadn Wein!“

Bis zum Bau der Brünnerstraße im Jahre 1731 war Böhmschkrut eine wichtige Station der Handelsreisenden die von Süden nach Norden und umgekehrt unterwegs waren. Die Streckenführung der Brünnerstraße, welche vermutlich nicht zuletzt wegen dem Sitz der Liechtensteiner über Wilfersdorf und Poysdorf ging, nahm den Krutern den Rang als wichtigster und größter Ort in der Gegend ab.

Neben dem wirtschaftlichen Niedergang wurde in der Folge die erste Bezirkshauptmannschaft, später das Bezirksgericht, diverse wichtige Ämter und Behörden nach Poysdorf verlegt. Das »große Geld« war nun in Poysdorf zu Hause, und das ließen sie natürlich den Krutern spüren.

Um aber den »Neureichen« ihre Verachtung auszudrücken, wählten die Kruter ein mittelalterliches Zeichen: Einen toten Hund. Den Krutern waren die Poysdorfer aber nicht einmal das wert – sie übersandten nur die Hundehaut als weitere Steigerung der Verachtung. So entstand eine neue Fassung des eingangs erwähnten Kruter Mottos...

„Die Kruter hãm den Hund daschlohng und de Haut noch Poysdorf trohng!“

Hanfthal..... Dist(e)lvertrinker,  
Kiadreckmåler „Haunifthåler, Stingabrunna -  
Nixvagunner!“,  
Deidalhengstn [Ω]

Die Hanfthaler Bauern hatten einen Brauch der bei den Männern sicher großen Zuspruch fand. Sie vertranken im Wirtshaus die Disteln, damit diese im kommenden Jahr auf den Feldern nicht so stark wachsen würden.

Harrersdorf..... „... und außerdem hobt’s engan Gmoastia vasuffa!“

Da der kleine Ort Harrersdorf, der nur von der Schafzucht und den dabei anfallenden Produkten lebte, viel morastiger Grund, kein Wein- oder Obstbau und nur wenige Kornfelder, alleine nicht lebensfähig wäre, ordnete 1872 die hochlöbliche NÖ-Landesregierung die »Liquidation des Ortes Harrersdorf« an.

Es gab keine Probleme mit der Pfarre oder mit der Landwirtschaft, einzig beim Gemeindestier spießte es sich. Das Halterrecht für den Gemeindestier aber war den Krutern heilig. Es war nicht nur mit Ansehen verbunden, den sprunghaftesten Stier der Gegend zu besitzen, es war auch eine wichtige Einnahmequelle und ein sicherer Arbeitsplatz. Und da es in einer Gemeinde keine zwei Halter und schon gar keine zwei Gemeindestiere geben durfte, mussten die Harrersdorfer den ihren wohl oder übel verkaufen. Obwohl dadurch viel Geld hereinkam, waren die Harrersdorfer nicht gerade glücklich über den Handel, auch sollte das Geld nicht der Kruter Gemeindekasse zugutekommen, so trafen sie sich zu einer Trauersitzung im Wirtshaus. Hier wurde ausgiebig gegessen und getrunken, später nur mehr getrunken, denn die Trauer war sehr groß. So groß, dass der Bürgermeister am nächsten Morgen beim Bezahlen der Zeche feststellen musste, dass der gesamte Verkaufserlös für die Trauersitzung aufging.

Seither heißt es ironisch abwertend über die Harrersdorfer: „... und außerdem hobt's engan Gmoastia vasuffa!“

Hausbrunn..... Mondlöscher, Kotlimmeln [Ω]

Vor vielen Jahren, als sich ein Hausbrunner nach einer durchzechten Ballnacht auf den Heimweg machte, sah er in der frühen Morgenstunde über einem Stadel einen hellen Feuerschein. Schneller als seine Füße ihn tragen konnten, verständigte er die örtliche Feuerwehr. Die aus ihrem wohlverdienten Schlaf gerissenen Feuerwehrmänner kamen sehr schnell zur vermeintlichen Brandstelle. Aber, dem trüben Auge des Ballbesuchers blendete nur der grellhelle Schein des bereits über dem Stadel aufgegangenen Mondes...

Hauskirchen..... „Z' Hauskira schaut (sunst) nix vira  
als/wia die Stoana und die Kira! [Ω]

Herrnbaumgarten..... Sterzjogeln, Sterzer [Ω], Sterzler [Ω], Sterzjanker [Ω]

In Herrnbaumgarten wohnten sehr genügsame Leute, welche mit großer Vorliebe Sterz aßen. Wenn sie nach Mariazell pilgerten, nahmen sie immer eine größere Menge ihrer Leibspeise als Wegzehrung mit auf ihre Wallfahrt. Die Sterzspur, der beim Essen herunterfallenden Brocken, wies Nachzüglern den Weg auf dem sie ganz sicher wieder auf ihre Landsleute stießen.

Hohenau ..... Ruamzuzla (Rübenzuzler), Moaribehm [Ω],  
Märchfranzosen,  
Märchkråwådñ [Ω]  
Erstes aufgrund der von 1867 bis 2006 hier ansässigen  
Zuckerfabrik → siehe Dürnkrut.

Katzelsdorf ..... Göhb-Fiassler, Gstettenkloderer [Ω]

Um in einen mit Eiern bereits gefüllten Korb noch mehr Eier hineinzubringen, stieg man einfach mit den Füßen in den Korb und verschaffte sich mehr Platz für weitere Eier.  
Eine zweite Erklärung, weniger lustig doch sehr realistisch: In Katzelsdorf und auch im nördlich angrenzenden Nachbarort Feldsberg [Valtice] gibt es viel Lehm im Boden. Da sich einst kaum jemand Schuhe leisten konnte, ging man barfuß. Mit der Zeit nahmen die Füße einen lehmfarbenen braun-gelben Farbton an.

Ketzelsdorf ..... Ungarer, Klan-Ungarn [Ω], Rotungarn [Ω], Ketzersdorfer

Kleinhadersdorf..... Krautscheißer → Spannberg

Mistelbach ..... Mistelbäcker – Krothecker [Ω], Sauzipfler [Ω],  
Kiadreckmåler [Ω],  
„Mistelbacher“ (Gendarmeriebeamter / Polizist)

In den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts, wurde unweit des heutigen Spitals in Mistelbach eine Siedlung für Südtiroler Flüchtlinge gebaut. Hier wohnten die armen Vertriebenen ein paar Jahre im Weinviertel.

Als die Zeit für die Rückkehr in die ursprüngliche Heimat gekommen war, hinterließen die Südtiroler eine große Zahl leerer Wohnungen. Da den Stadtvätern bewusst war, dass leerstehende Häuser mit der Zeit nicht besser werden, trachteten sie danach, Bewohner dafür zu finden.

Und wie der Zufall so spielte, wollte die Wiener Polizei ihre Polizisten auf Erholungsurlaub schicken. So kam es, dass sich eine große Zahl Wiener Polizisten nach Mistelbach begab und dort einige Wochen blieb. Bald entstanden Kontakte zu den Einheimischen, die durchaus an den sympathischen Gästen Gefallen fanden. Und so kam es, dass sich in darauffolgenden Jahren viele junge Mistelbacher Männer entschlossen, den Beruf des Polizisten zu ergreifen.

Neusiedl/Zaya ..... Bå(h)sudler (Bachsudler), Bå(h)brunzer (Bachbrunzer)  
trifft (wie die Krautscheißer) auf mehrere Orte zu

Olgersdorf..... Lins(e)nwåscher, Stierwåscher, Oa(n)spanner

Paasdorf..... Kolmschådel [Ω], Hirnpecker

Poysbrunn ..... Stoaschådln

Poysdorf ..... Bå(h)schwanzler (Bachschwanzler), Weinpråntscher

- Pyhra, Klement und Au..... 3 Orte westlich des Buschbergs  
„Pyhra, Klement und Au ... haben miteinander  
koan Hund, koa Katz und nur a Sau“
- Rabensburg..... Bubilan, Messerstecher
- Reint(h)al..... Guckamauntza  
Bezeichnung der Nachbardörfer für das etwas eigenartige G'schau der Reinthaler
- Ruppersthal ..... Lo(h)hagler (Locheinhaker), Sankt Lohagen [Ω]
- St. Ulrich [Ω] ..... Turayer, Bär(e)nscherer
- Spannberg ..... Krautscheißer, Schwedendrossler [Ω]  
Die Bezeichnung »Krautscheißer« trifft gleich auf mehrere Orte (Drasenhofen. Kleinhadersdorf, usw.) zu. Der Legende nach besaß ein geiziger Pfarrer umfangreiche Krautäcker, gab aber von seiner Ernte nichts ab. Die armen Dorfbewohner haben daraufhin die Krauthappeln ausgerissen und an Ort und Stelle in den verbliebenen Krautplätschen ihre Notdurft verrichtet. Als der Ortspfarrer den Diebstahl bemerkte, verkündete er zum Ende des Gottesdienstes mit erhobener Hand, in welcher er ein Krauthappel hielt: „Krautscheißer, Amen“. Worauf in den vorderen Reihen einer zu seinem Bank-Nachbar sagte: „Duck di Michl, der schiaßt wiakli!“
- Schrattenberg [Ω] ..... Haunasser, Mondlöscher → Hausbrunn
- Straudorf..... Strud(e)lwäscher, Quentler  
Eine Straudorfer Bäuerin machte den Strudel für ihr Gesinde so trocken, dass einmal ein Knecht beinahe daran erstickt wäre. Als aber einmal die Bäuerin den Knechten und Mägden einen Strudel aufs Feld bringen wollte, fiel dieser ihr zu Boden und wurde voll Staub und Dreck. Um ihn aber nicht wegwerfen zu müssen, wusch sie ihn einfach mit Wasser und brachte ihn den Feldarbeitern. Diese fürchteten schon die trockene Mahlzeit und waren so überrascht vom saftigen Strudel, dass sie ihn als den „den Besten den sie je gegessen hatten“, lobten.
- (Velm - ) Götzendorf..... Kletzenbäcker (Kletzenpecker)  
Wie so viele andere Spitznamen wurde auch dieser Spitzname in der Mundart überliefert. Daher ist es nicht ganz eindeutig ob es nun »Kletzenbäcker« vom Kletzenbrot backen oder »Kletzenpecker« vom Aufsammeln (Aufpecken) von abgefallenem Obst bedeutet.
- Walterskirchen..... Brennesselpölzer
- Wetzelsdorf..... Schwammerldirrer
- Wilfersdorf..... Saumåler, Saufärber, Schweinfärber  
Die Wilfersdorfer Burschen stahlen einmal eine Sau. Und damit man diese nicht wieder erkennt, wurde sie schwarzfleckig angemalt.
- Wultendorf..... Wüldsaufänger, Bottingstürzer (Bouhdingstürza)



## *Südmähren*

### aus einer unbekanntenen Grenzstadt

Dobré ráno, pane S.!

In einer südmährischen Grenzstadt soll sich folgende Szene abgespielt haben

Der tüchtige Meister S. war schon dadurch allgemein bekannt, weil er allen durch sein Vollmondgesicht auffiel. Einmal bekam er einen neuen Lehrling, der sich durch seinen Arbeitseifer besonders auszeichnete.

Immer, wenn er eine Arbeit erledigt hatte, erschien er beim Meister und fragte ihn auf Tschechisch: „Herr Meister, was für eine Arbeit soll ich jetzt machen?“

Der Meister hatte natürlich mit dem fleißigen Lehrling große Freude.

Eines Tages bekam er aber einen Besuch, mit dem er gerne ungestört längere Zeit gesprochen hätte. Aber schon kam der besagte Lehrling mit seiner üblichen Frage. Unwillig über die Störung gab ihm der Meister einen Auftrag. Als aber der Junge nach kurzer Zeit schon wieder mit seiner Frage beim Meister erschien, da verlor dieser die Fassung, nahm ihn beiseite und zischte ihm ins Ohr: „Häng Deinen Hintern zum Fenster hinaus!“

Nach geraumer Zeit wagte es der Lehrling wieder, beim Meister mit seiner Frage zu erscheinen. Dabei kam es zu folgendem Gespräch:

Meister: „Hast Du meinen Auftrag ausgeführt?“

Lehrling: „Ja, pane Meister!“

Meister: „Wo?“

Lehrling: „Beim Gassenfenster!“

Meister: „Haben Dich die Leute gesehen!?“

Lehrling: „Ja, pane Meister!“

Meister: „Was haben sie gesagt?“

Lehrling: „Sie haben gesagt: „Dobré ráno, pane S.!““

Diese Geschichte stammt von einem Flüchtling, der längere Zeit in Bernhardsthal lebte. Überliefert von Dr. Franz Berger / Dobré ráno, pane S. [Guten Morgen, Herr S.]. *Quelle:* Bernhardsthaler Heimatbuch, S. 313 f.

## Bergen, Burg Waisenstein [Perná, Sirotčí hradek]

### Des Teufels Hufe

Der Häusler Pavlun arbeitete in seinem Weingarten unter dem Tafelberg. Weil es am Anfang des Sommers war, vor dem Abend des Heiligen Johannes<sup>15</sup>, nahm er sich eine Karaffe guten gekühlten Wein mit. Der Tag neigte sich dem Ende zu, er war mit seiner Arbeit schon fast fertig und in der Karaffe wäre nicht einmal mehr eine Schabe ertrunken. Der Häusler, müde von Arbeit und Getränk, legte sich in den Schatten der Felsen der Pollauer Berge und schlief fest ein. Erst spät in der Nacht weckten ihn seltsame Geräusche - ein Murmeln, Schmatzen, Räuspern und hauptsächlich das Klingeln von Geld. Vorsichtig sah er auf und erblickte hinter dem Stein den Teufel, wie er murmelnd Goldstücke zählte, die im Mondschein glänzten.

Zuerst erschrak der Häusler, aber dann fiel ihm ein, dass gerade in der Johannisnacht alles möglich ist. Und so tat er bestärkt vom Wein das, was er in nüchternem Zustand sicherlich nie getan hätte. Er lief nämlich zum Teufel und rief: „He, warte, gib mir auch etwas! Wozu brauchst denn du diese Goldstücke?“ Dieser Ausruf in die Nacht erschreckte den Teufel so sehr, dass er den löchrigen Sack schnappte und vor dem Häusler flüchtete. Er lief durch die Schlucht zwischen den Felsen unter der Burg Waisenstein und als er nicht mehr wusste wohin, lief er die kerzengerade Felswand hinauf in die Burg und dort verschwand er mit Gepolter und Rauch. Nur die Abdrücke seiner Hufe kann man heute dort noch sehen.

Und was ist mit dem Schatz geschehen? In Bergen schlug es eine Stunde nach Mitternacht, als der enttäuschte Pavlun zurückkehrte. Vergebens suchte er die verstreuten Goldstücke, er fand nur gelbe Mirabellenkugeln, die im Mondschein glitzerten.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 26.

---

<sup>15</sup> vor der Johannisnacht, die Nacht auf den Johannistag, vom 23. auf den 24. Juni.

## Dürnholz [Drnholec]

### Die roten Kirchtürme von Dürnholz

Die Kirchtürme von Dürnholz waren bis zu ihrer Erneuerung am Ende der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts rot angestrichen. Machten aber nach außen hin den Eindruck, als wären sie verrostet, was den Bürgen den Nachnamen „Rodige“ (Rostige?) einbrachte.

Das hatte aber einen geschichtlichen Hintergrund.

Die roten Dächer, die die Dürnholzer Türme seit eh und je trugen, bezeichneten Teuffenbachsches Besitztum und hatten als solches nach den Abmachungen zwischen Rudolf von Teuffenbach und Axel Oxenstierna, seinem Studiengenossen und nachmaligen Schwedenkanzler, den Vorteil, von den schwedischen Truppen, die im Dreißigjährigen Krieg auch südmährisches Land durchzogen, verschont zu bleiben.

*Quelle:* Matthias Krebs, Südmährens Land und Leute. / Heimat Südmähren - Sonnenland an der Thaya. S. 74.

### Friedrich von Teuffenbach

Der unglückliche Friedrich von Teuffenbach, Herr auf Dürnholz, der die aufständischen mährischen Herren im Kampfe auf der Peterwiese (zwischen Unter-Wisternitz und Tracht) im August 1619 mit Geschick gegen den kaiserlichen General Dampierre führte und auch sonst gegen die Kaiserlichen kämpfte, darnach in die Schweiz floh, wurde 1621 von kaiserlichen Truppen gefangen und in Innsbruck als Rebell enthauptet. – Von diesem Friedrich, der sich gegen die Katholischen gestellt hatte, erzählt das Volk in Dürnholz und in den ehemals Teuffenbachschen drei Kroatendörfern Fröllersdorf, Neu-Prerau und Gutenfeld düstere Geschichten:

Friedrich von Teuffenbach konnte durch die Thaya fahren, ohne daß die Räder seines Wagens naß wurden; er ritt durch tiefe und breite Wässer, ohne zu sinken. Ja, er konnte über das Wasser dahinwandeln, ohne daß er sich dabei benetzte. Sein Pferd fütterte er nicht mit Häcksel und Hafer, sondern mit Schusternägeln. Dies geschah alles – wie man begreift – weil er mit dem Bösen im Bunde lebte; weil er dem Teufel verfallen war, vermochten die vier Elemente: Erde und Luft, Feuer und Wasser nichts wider ihn. Auch eine gewöhnliche Kugel, aus einer Musketen- oder Pistolenkugel, konnte ihm nichts anhaben; er war kugelfest.

So erzählen die Feinde Teuffenbachs dem abergläubischen Volke, das noch den Gutsherrn auf Dürnholz so vieles Gutes zu verdanken hatte.

Nach Fachlehrer Karl Kirschner in Dürnholz.

*Quelle:* Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 118 f.

### Das teuflische Geschenk (2. Version von „Friedrich von Teuffenbach“)

Friedrich von Teuffenbach, Rudolfs Bruder, war auch ein gerechter Kämpfer für Freiheit und Glauben. Aber in einem schwachen Augenblick, als er verletzt und dem Tode nahe war, verkaufte er seine Seele an den Teufel.

Der Pakt stellte sicher, dass keines der vier Elemente – Erde, Wasser, Luft und Feuer – ihm etwas anhaben konnte. Friedrich fuhr durch die Thaya, aber nicht einmal die Räder seines Wagens wurden nass. Er galoppierte auf seinem Rappen über einen breiten See und nicht einmal ein Tropfen blieb an ihnen haften. Durch das Feuer fuhr er, als wäre er der Teufel persönlich und in jeder Schlacht war er unverwundbar. Die Kugeln prallten von seiner Brust ab, als wäre sie aus Stein. Sein Pferd, das mit Nägeln und Steinen gefüttert wurde, brachte ihn auch aus den größten Gefahren im Galopp zurück in die Grafschaft, als würde sie der Wind selbst tragen. Friedrich schoss mit verzauberten Silberkugeln, mit denen er jedes Ziel traf. Doch als seine Zeit gekommen war, verschwand er für immer in der Hölle.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 14.

## Vom Teuffenbach-Läuten in Unter-Tannowitz

Die Bauern der Dürnholzer Herrschaft wurden von ihrem Grundherrn, dem Grafen Rudolf v. Teuffenbach <sup>1)</sup> um das Jahr 1630 von den drückendsten Robotlasten befreit, Auch der Markt Unter-Tannowitz gehörte damals zum Dominium und Gutbesitz Dürnholz.

Als einst die dankbaren Tannowitzer ihren Gutsherrn aus einer gefährvollen Lage befreit hatten, erteilte er ihnen das noch heute im Gemeindearchiv verwahrte Robotpatent, das die Aufhebung des Frondienstes <sup>2)</sup> verfügte.

<sup>1)</sup> Rudolf v. Tiefenbach (1637-1650), der letzte T. auf Dürnholz und Eichhorn, Ritter des Goldenen Vlieses, Geheimrat, Feldmarschall, etc., nahm in seinem Testament die Gründung einer mährischen Ritterschule in Aussicht, was 1762 zur Ausführung kam (sp. d. Theresianum).<sup>16</sup>

<sup>2)</sup> vrôn, vrône altdeutsch – Herrschaft, Herrendienst.

Zum Andenken an diesen menschenfreundlichen Gutsherrn wird noch heute alljährlich am 30. Ostermonds abends das sogenannte Teuffenbach-Läuten gepflogen. – Dantan knüpft sich folgende Sage:

Ein Bürgermeister namens Bunzl, ein aufgeklärter Mann, wie man so sagt, schaffte bei seinem Amtsantritt das „Teuffenbach-Läuten“ als überflüssigen und veralteten Brauch ab.

Als der 30. April kam und abends die Glocken schweigen mußten, begann plötzlich die Orgel in der Kirche mit Macht zu tönen – und die Glocken läuteten von selbst – und im Rathause zu Unter-Tannowitz wie auch im Schlosse Dürnholz sprangen die Kastentüren auf und die Schriften und Akten wurden wie von unsichtbarer Hand durchwühlt und verstreut. Im Tannowitzer Gotteshause und im Schlosse zu Dürnholz barsten in dieser Zeit sogar die Decken. (Die Sprünge werden noch heute gezeigt.)

Bürgermeister Bunzl, der schon im Bette lag, wurde von unsichtbaren Mächten unsanft hinausgeschleudert. – Der Spuk fand erst dann sein Ende, als der Bürgermeister wieder den Auftrag zum Teuffenbach-Läuten erteilt hatte.

Wenn auch in eine allzu gespenstische Umrahmung gehüllt, zeugt diese Sage doch von dem strengen Rechtlichkeitssinn und der dankbaren Anhänglichkeit der Tannowitzer Bevölkerung.

Nach Mitteilungen des Gemeindegewandwirts K. Petzina.

*Quelle:* Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 119 f.

## Das Teuffenbachläuten (Version zwei)

Früher gehörte Unter Tannowitz zur Grafschaft Dürnholz. Graf Rudolf Teuffenbach achtete seine Untertanen und schenkte ihnen eine Urkunde, welche den Frondienst abschaffte.

Die dankbare Bevölkerung gab ihm ein ganz besonderes Geschenk: Jedes Jahr konnte er sich am letzten Apriltag das sogenannte „Teuffenbachläuten“ anhören. Dieser ungewöhnliche Brauch blieb auch nach dem Tod des Grafen erhalten.

Eines Tages entschied aber der amtierende Bürgermeister Neuman, den Brauch abzuschaffen. In diesem Jahr ertönte das Läuten wirklich nicht. Erst in der Nacht wurden die Leute durch entsetzliche Glockenschläge geweckt, da die Glocken von selbst zu schwingen begonnen hatten. Im Rathaus öffneten sich alle Kästen, die Gemeindeurkunden fielen heraus und drehten sich in einem Wirbel, bis sie schließlich durch den Schornstein davonflogen. In der Kirche erloschen alle Kerzen und die Teppiche wellten sich, als ob unter ihnen ein riesiges Ungeheuer kriechen würde. Der erschrockene Bürgermeister Neuman wurde von einer mächtigen Kraft aus dem Bett gezogen und durch das Fenster auf das Straßenpflaster geschleudert. Das Toben der geheimnisvollen Kräfte endete erst, als die Glocken von selbst verstummten. Niemand wollte jemals wieder so ein Grauen erleben, und deshalb wurde das Teuffenbachläuten wieder eingeführt.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 13.

---

<sup>16</sup> species (lat.), Art ... eine Art Theresianum, Militärakademie.

## Eisgrub [Lednice]

### Georg Birk, der Meister von Eisgrub. / Das Brünner Rad.

*Von dieser Sage gibt es zahlreiche Versionen. Die ausführlichste - und meinen Unterlagen zufolge älteste - Version stammt aus dem im Jahre 1921 erschienenen Buch „Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen“ von Adalbert Oberleitner und Josef Matzura. Dieser Sage folgt im Buch gleich anschließend unter dem Titel „Der flinke Meister zu Eisgrub“ eine gereimte Version von Georg Simanitsch aus dem Jahre 1860.*

*Unter dem verkürzten Titel „Der Meister von Eisgrub“ veröffentlichte 1955 Eduard Reichel eine Kurzfassung dieser Sage in der Aufsatzreihe „Heimat Südmähren - Sonnenland an der Thaya.*

*Vermutlich durch die Aufzeichnungen in Frakturschrift mutierte der Name des Stellmachers später von Birk zu ›Birt‹, vereinzelt auch ›Birck‹ geschrieben. In tschechischen Unterlagen findet man auch den Vornamen des Wagnermeisters in der Landessprache als ›Jiří Birk‹.*

*Aber nicht nur der Name des Wagners hat sich im Laufe der Jahre geändert, auch die Sage verbreitete sich unter dem Titel „Das Brünner Rad“, wobei dem Inhalt ein paar neue Aspekte „hinzugedichtet“ wurden.*

*(fd)*

### Georg Birk, der Meister von Eisgrub (1921)

Gute und gründliche Arbeit erfreute sich seit jeher einer wohlverdienten Wertschätzung. So kam es auch, daß oft Wetten abgeschlossen wurden, welche die Ausführung einer bestimmten Arbeit in einer unglaublich kurzen Zeit zum Gegenstande hatten.

Von einer solchen Wette soll hier berichtet werden.

Georg Birk, ein Wagnermeister aus Eisgrub, saß an einem Maienabend des Jahres 1636 mit einigen Bekannten bei einem Glase Wein. Das Gespräch drehte sich um mancherlei; sehr eifrig wurde über Arbeit und Handwerkskunst gesprochen. Jeder lobte sein Tun, besonders ein alter Schmied, der, zu Birk gewendet, meinte, die Holzarbeiter könnten sich bei ihrem Schaffen gründlich Zeit lassen, ein Schmied aber, der müsse schnell zugreifen und das Eisen schmieden, solange es heiß ist – Meister Birk erwiderte lächelnd: „Flinke und dabei gute Arbeit wird auch bei uns geschätzt. Was gilt die Wette? – Morgen bei Sonnenaufgang will ich im Wald einen Baum fällen; aus seinem Holze will ich ein Rad machen, es sofort nach Brünn rollen und so wahr ich Georg Birk heiße, werde ich noch vor Sonnenuntergang am Ziele sein.“ Die andern, welche dem ehrsam tüchtigen Wagnermeister schon seit langem das Ansehen, das er allseits genoß, nicht gerne gönnten, freuten sich über ein so gewagtes Angebot und riefen: „Die Wette gilt! 12 Reichsthaler sei der Preis!<sup>1)</sup> – Als die Sonne am nächsten Morgen (es war der 14. Mai) ihre ersten Strahlen in den Wald schickte, war Meister Birk schon an der Arbeit. Gegen Mittag aber rollte er schon sein Rad auf der Straße nach Brünn dahin und als der Tag sich neigte, war er am Stadttore und hatte die Wette glattweg gewonnen. – Das alte Birkenholzrad aber hängt noch heute zum Andenken an diese bewundernde Leistung unter einem Torbogen des Brünner Rathauses, wo du es jeden beliebigen Tag sehen kannst.

<sup>1)</sup> Nach anderer Lesart „ein Fäßlein des besten Weines“.

Quelle: Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 103 f.

Eduard Reichel, Heimat Südmähren - Sonnenland an der Thaya. S. 73 f.

### Georg Birk, der Meister von Eisgrub (weitere Versionen)

*In einem Brünner Fremdenführer endet diese Geschichte folgendermaßen ...*

... Es gelang ihm, die Wette zu gewinnen, und der Stadtrat ließ das Rad neben dem Drachen anbringen. Birk erhielt überdies eine Belohnung in klingenden Dukaten. Wie hoch seine Belohnung war, ist nicht bekannt, und die volle Wahrheit erfahren wir wohl nie. Es dürfte sich jedoch um eine tatsächliche Begebenheit aus dem Jahre 1636 handeln.

Quelle: „Brünn und Südmähren, Fremdenführer ...“. Dobromysl und Michal Ženíšeks Buchhandlung, Brünn 1991. S. 32.

*Bei Wikipedia finden wir zum alten Rathaus von Brünn ...*

... Eine andere Legende erzählt von einem Brünnener Stellmacher (Wagner), der fälschlicherweise inhaftiert worden war, da er von seiner Zunft beschuldigt wurde, nicht wirklich Stellmacher zu sein. Als Beweis seiner Unschuld stellte er in der Nacht aus der Bank in seiner Zelle das Rad her.

Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Altes\\_Rathaus\\_\(Brünn\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Altes_Rathaus_(Brünn)), abgerufen am 14. November 2019.

*Im bereits erwähnten Brünnener Fremdenführer findet man auch diese Version ...*

In der Rathauseinfahrt hängt auch das Brünnener Rad. Vom Rad erzählt man, dass es ein Bauer hergestellt habe, der zum Tode verurteilt wurde. Er wollte seine Unschuld beweisen und verpflichtete sich, frühmorgens einen Baum zu fällen, daraus ein Rad anzufertigen und es noch an demselben Tag nach Brünn zu rollen. Er schaffte es und ist begnadigt worden.

Quelle: „Brünn und Südmähren, Fremdenführer ...“. Dobromysl und Michal Ženíšek's Buchhandlung. Brünn 1991. S. 32.

*Auf der Internetseite „VisitBrno.cz“ finden wir zum „Brünnener Rad“ ...*

Eines der bekanntesten Brünnener Symbole ist das Holzrad (mit einem Durchmesser von 144 cm), das in der Passage des Alten Rathauses hängt. Zum Rad gehört die Legende vom Wagenmachermeister Georg Birck aus Lednice, der unüberlegt eine Wette einging (um 12 Taler), er könne an einem Tag einen Baum fällen, aus dessen Holz ein Rad herstellen und dieses sogar bis nach Brünn (54 km) rollen.

Experten stellten nach einer Untersuchung leider fest, dass das Rad weder aus frischem Holz noch aus dem Holz eines einzigen Baumes hergestellt wurde. Dadurch wurde die Wahrscheinlichkeit der Geschichte wesentlich in Zweifel gezogen. Doch durch die alljährliche witzige Veranstaltung, nämlich das Rollen des Holzrades von einem Leiterwagen von Lednice nach Brünn, ist zumindest bewiesen, dass der Schlussteil von Bircks Wette durchführbar war.

Quelle: <https://www.visitbrno.cz/de/das-brunner-rad/23>, abgerufen am 14. November 2019.

*In dem Buch „Tschechien: Unterwegs in Böhmen und Mähren“ endet diese Sage ...*

... Es verbreitete sich aber das Gerücht, dass er diese bemerkenswerte Leistung nur geschafft habe, da er mit dem Teufel im Bunde stehe. Er bekam keine Aufträge mehr und verarmte.

Quelle: Kerstin Micklitza und André Micklitza, „Tschechien: Unterwegs in Böhmen und Mähren“, 2006. S. 415.

## Der flinke Meister von Eisgrub.

(Von Georg Simanitsch.)

Die Fähigkeit macht immer dreister,  
der Fortschrittsdrang raubt uns die Ruh';  
je mehr man kann, traut man sich zu.  
Erfahren hat's der flinke Meister  
zu Eisgrub, Georg Birk benannt.  
Er war berühmt im ganzen Land  
als Wagner von gewandter Kunst.  
Ihm widerfuhr darob viel Gunst;  
doch wo die blüht, blüht auch der Neid.  
Der spricht sich dann wohl höhnisch aus  
und windet zu gelegner Zeit  
die Distel in den Blumenstrauß.  
Dergleichen grämt dann einen Helden,  
dem würd'ge Gegner nie sich stellten,  
und um die Neider zu ersticken,  
soll ihm dann Niegeschehnes glücken.  
So ging's dem Georg Birk zuletzt;  
ihn hatte einst ein Wort verletzt.  
Nun wettet er in wundem Stolze:  
aus selbstgefälltem, frischem Holze  
bau' er an einem Tag ein Rad  
und trieb' es seb'gen Tags nach Brünn  
sechs Meilen Weges vor sich hin,  
(die just ein Fuchs gemessen hat.<sup>1)</sup>)  
Um 12 Taler Wette will er's tun.  
Das war ein richt'ger Handschlag nun.  
Die Gegner nehmen gern in auf  
im Wahn – des Mannes Siegeslauf  
geh' hier bergab – und allerdings,  
den Berg hinab zuweilen ging's,  
doch mit dem Rade nur. Was ein Mann  
– wenn er gereizt ist – leisten kann,  
erfuhr zum Schaden und zur Schande  
der Neid – der selbst zu nichts imstande.  
Um sechs frühmorgens fällte Birk  
das Holz sich erst im Waldbezirk.  
Und abends stand er vor dem Rat  
in Brünn mit tadellosem Rad.  
Dies Rad befand man dort zu wert  
für Alltagsbrauch; man hing es auf,  
damit der Meister sei geehrt  
weit über seiner Tage Lauf.  
Im Brünner Rathaus hängt's noch heute,  
der Wagnerzunft zu hohem Stolz.  
Und wahrlich, sein vermorschtes Holz  
spricht zu der Scheelsucht böser Leute  
wie zu dem fleiß'gen Biedermann,  
was jeder rechts und links verstehen kann.

<sup>1)</sup> Der Weg Eisgrub-Brünn beträgt ungefähr 45 km.

Quelle: Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 105 f.

## Der schwarze Reiter bei Eisgrub.

Wenn der altdeutsche Gott Wodan (Wode) mit Breithut und fliegendem Mantel in den zwölf Nächten an der Spitze der „wilden Jagd“ die Lüfte durchzog, so folgten ihm außer den Geistern Gestorbener auch Gestalten ohne Kopf. Anlehnend an diesen uralten Glauben, erzählt man sich in der Umgebung von Eisgrub von einem gespenstischen schwarzen Reiter, der noch manchesmal gesehen wird, folgendes:

Ein Jägerbursche, der sich in einem nahen Dorfe verspätet hatte, ging um Mitternacht nach Hause. In die Nähe von Eisgrub angelangt, hörte er hinter sich das Traben eines Pferdes. Sich umblickend, gewahrte er einen Reiter, dessen Kopf von einem großen, breitrandigen Hute verdeckt wurde, so daß sein Gesicht nicht zu sehen war. Das Pferd aber hatte nur drei Füße. Bei diesem unheimlichen Anblicke bemächtigte sich des Burschen große Furcht und er eilte rascher – aber der Reiter folgte ihm auf dem Fuße. Da der Weg an einem Fischerhäuschen mit einem kleinen Garten vorbeiführte, so öffnete der Jäger rasch die Gartentür und trat ein, hoffend, der Reiter werde seinen Weg geradeaus fortsetzen; dieser aber machte Miene, den niedrigen Gartenzaun zu überspringen. In der Angst schoß der Jäger auf das gespenstische Trugbild. Da erfüllte ein entsetzliches Getöse die Luft und es schien, als wäre ein großer Stein aus der Höhe in den nahen Teich gefallen. Der Reiter aber war verschwunden. – Auch Müller und Wildschützen wollen ihn manchmal gesehen haben.

Im schwarzen Reiter lebt entweder eine Erinnerung an Wodan oder vielleicht an jene wandernden Seelen, von denen erzählt wird, daß sie, weil in schweren Sünden gestorben, im Grabe keine Ruhe finden können und ihm in mitternäch't'ger Stunde entsteigen.

(Solches und ähnliches berichten auch die Sagen vom Kubingraben bei Groß-Ullersdorf, von den Vampiren zu Eibenschütz und Liebau, vom letzten Ritter von Butschowitz, vom Mann ohne Kopf in einem Dorfe des Hradischer Kreises sowie zu Leipnik und Bodenstadt.)

Wodan, der Göttervater bei den heidnischen Deutschen, erschien den Menschen manchmal auch in schreckenserregender Gestalt. Auf Wogen des Sturmwindes brauste er dann mit seinem „wütenden Heere“ unter schrecklichem Getöse dahin. – Wenn er aber in den heiligen zwölf Nächten (um Weihnachten) die Lüfte durchzog, saß er auf feuersprühenden Rosse, den breiten, tiefhängenden Hut in die Stirn gedrückt und den weiten Mantel um die Schultern geworfen. Wer diesem Zuge begegnete, warf sich platt auf die Erde, um nichts zu sehen und zu hören; denn jedem drohte Vernichtung, der ihn da betrachten wollte oder es gar wagte, ihn anzurufen.

Wenn die vorstehende Sage, auf Wodan bezogen, auch nur ein verblaßtes Bild von ihm zu geben vermag, so bilden einzelne Züge doch einen untrüglichen Hinweis für die weit in die heidnische Vorzeit zurückreichende, uralte „Seßhaftigkeit“ der heimischen deutschen Bevölkerung, die nicht erst im 13. Jahrhundert „eingewandert“ sein kann, wie manche ohne hinreichende Beweise behaupten wollen. In so später, christlicher Zeit hätten sich derartige Sagen nicht mehr bilden können.

Quelle: Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 106 f.

Auf „[sagen.at](http://www.sagen.at)“ findet man von Theodor Vernaleken diese Kurzversion des schwarzen Reiters ...

In der Umgegend von Eisgrub hörte einer ein Pferdegetrapp hinter sich. Er sah sich um und erblickte einen Mann zu Pferde, dessen breiter Hut sein Gesicht verdeckte. Das Pferd hatte nur drei Füße. Nach einer Strecke Wegs flüchtete er sich in ein Gitterthor hinein, aber sein Begleiter folgte ihm. Und als der gespenstige Reiter ihn nicht verließ, schoß er nach ihm. Ein entsetzliches Getöse erfüllte die Luft, und es schien als ob ein großer Stein aus der Höhe in den nahen Teich gefallen wäre. Nach kurzer Zeit begegnete zweien Müllern dasselbe; die Wildjäger haben den schwarzen Reiter oft gesehen.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Derselbe Reiter erscheint anderwärts als Todesbote.

Quelle: Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich. Theodor Vernaleken, Wien 1859. S. 38. → [sagen.at → http://www.sagen.at/texte/sagen/oesterreich/allgemein/vernaleken/wuotan\\_16.html](http://www.sagen.at/texte/sagen/oesterreich/allgemein/vernaleken/wuotan_16.html)

## Liechtenstein

Im herrlichen Eichfelde in der grünen Steiermark bewohnte der junge Gerold<sup>1)</sup> mit seiner Mutter ein festes Steinhaus. Ein Avarenschwarm warf die Brandfackel in die Wohnstätte und verwandelte sie in einen Trümmerhaufen. Der Jüngling aber griff zum Pfluge, um für sich und seine Mutter Brot zu schaffen. Als er einst mit seinen Stieren das Feld pflügte, bemerkte er in der frisch aufgeworfenen Erde einen herrlich glänzenden Stein. Wie staunten Mutter und Sohn, als der Stein Zaubergranz in der schlichten Stube daheim verbreitete! Ein Klausner, dem der Jüngling den Stein wies, riet ihm, sich mit dem Schwerte seiner Väter zu umgürten, zum Kaiser der Deutschen nach Aachen zu ziehen und dem seinen Fund als Geschenk anzubieten. Als Gerold in die Nähe der kaiserlichen Pfalz kam, zogen eben bewaffnete Scharen zum Kampfe gegen heidnische Grenzvölker aus. Der junge Fremdling schloß sich kampffroh den Kriegern an und focht heldenmütig in ihrer Mitte. In dem Entscheidungskampfe wogte das Schlachtgetümmel bis in die Dunkelheit hin. Da zog Gerold den „liëchten stein“ aus dem Wamse und befestigte ihn auf seinem Helme, wo er glänzte wie ein riesiges Feuerauge. In abergläubischer Furcht wich der Feind zurück; der Sieg war errungen. –

Der Kaiser, der die Märe, von dem Feuerauge vernommen hatte, beschied dem fremden Krieger vor sich. Dieser legte den leuchtenden Karfunkel zu des Kaisers Füßen. Der Kaiser nahm ihn an sich und sagte: „Ich nehme das Geschenk in Gnaden an und erhebe dich zum Ritter meines Reiches. Dein Haus soll den Namen „Liechtenstein“ führen und der Ruhm deines Stammes soll glänzen wie dieser Stein!“ –

Gerold kehrte in seine schöne Alpen-Heimat zurück und erbaute dort die Burg Liechtenstein. Er ist der Ahnherr eines ruhmreichen Geschlechtes, der Herren und späteren Fürsten von Liechtenstein. – So die Sage.

Erzählt von Dir. K. Höß in Feldsberg.

<sup>1)</sup> Gerolt bedeutet: der mit dem Speer (Ger) Waltende, Ger-walt.

Quelle: Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 114 ff.

## Das Ritterspiel bei Eisgrub-Neudeck.

(Erzählt von Josef Matzura.)

Der Mai und Pfingsten, das liebliche Fest, waren für die ritterliche Gesellschaft im Kreislauf des Jahres die Zeit beginnender Freudentage nach den langen, trüben Monaten der Winters, der in den steingehauenen, zugigen und einsamen Burgen für Ritter und Frauen recht öde und hart verlief. –

Dem Reitersmann vornehmlich begannen in der „lichten Maienzeit“ sonnig-frohe Tage. Da zog er aus zu Gastereien und Ritterspiel, um in solchem Turnier Ehre zu erlangen und damit seiner erwählten Herzensfrau ruhmvoll zu dienen. Denn der höfischen Gesellschaft jener Tage lagen ritterliche Taten und unverhoffte Abenteuer vor allem am Herzen. Schmuck und Pracht, Seltenes, Unerhörtes und Märchenhaftes erfreuten ihre Gedankenbilder.

Ein solcher fahrender und abenteuersuchender Ritter, der alten Brauch und Sitte romantisch erneuern wollte, war auch Herr Ulrich von Liechtenstein-Murau, aus einem damals vielgenannten steirischen Geschlechte. Dieser Hauptheld unserer Erzählung unternahm auf seiner wunderlichen Turnierfahrt im Jahre 1227, verkleidet als die griechisch-römische Liebesgöttin Venus, eine berühmte Ritterreise, indem er unter großem Aufsehen und Zulauf von Venedig über Kärnten und Steiermark nach Wien ritt und von da über Mistelbach bis Feldsberg bei Nikolsburg kam. Herr Ulrich hatte sich in Venedig in reiche Frauenkleider gehüllt; er trug lange, perlendurchwirkte Zöpfe, auf dem Haupte einen großen Pfauenhut oder als Königin Venus eine lichte Krone; sein geheimnisvolles Wesen barg sich hinter dichtem Schleier und die waffengewohnten, starken Häne hüllte er beständig in seidene Damenhandschuhe. Seine Begleiter und Knechte waren an ein strenges, respektvolles Zeremoniell gebunden und durften ihn nur als Frau Königin (Venus), – nie mit seinem Namen ansprechen; er

wollte (sich hehlend) unerkant und ungenant bleiben. Das tat unser dreißigjähriger Ritter alles mit feierlichem Ernst und Ehrbarkeit in großer Selbstüberwindung und viel Anstrengung – das alles zu Ehren einer hochadeligen Frau, deren Namen er nie verriet. Er tat damit nur, wie es damals noch Brauch und Sitte an den adeligen Höfen war. Und man wußte ihm dafür Dank. Wenn er auf dieser Kampffahrt eine Herberge erreichte und die Ritter der Gegend zum Turnier herausfordern ließ, machten Ritter und Frauen bei dieser Maskerade lustig drängend mit. Als die „Königin Venus“ in Wien einritt, waren alle Gassen in der lebensfrohen Stadt von Leuten voll und kein Fenster blieb leer!

So hatte Frau Venus an vielen Orten manchen Zweikampf mit herbeieilenden waffenfrohen Herren mit Geschick und Glück, in seltener Waffenkunst und Ausdauer meisterlich bestanden – bis er endlich bis Feldsberg, dem Ziel seiner Reiterfahrt, kam. Hier erwartete man ihn mit Ungeduld; denn das Gerücht seiner Rittertugenden war ihm vorausgeeilt. Prunkvoll. Prächtig bei stolz rauschenden Weisen erfolgte der Einzug.

Rasch, nur zu flüchtig gingen die Maientage in Stadt Feldsberg dahin bei Ritterspielen und höfisch edlem Frauendienst, bei köstlichem Mahl und Hochgelage mit kreisendem Willkommenbecher, mit prunkvollem Kirchgange und zarter Liederkunst im Feldsberger Schlosse bei „Hern Kadolt von Velsperc“ aus dem Hause der reichen Herrn von Seefeld, im glänzenden Kreise vornehmer Frauen, die über reine, feine Sitte und Zucht wachten, Frauen von ehrbar gehaltener Freundlichkeit, gewandt und sinnvoll treffend in Rede und Gegenrede. Der edlen Hausfrau vornehm schöne Gebärde, ihr leuchtendes Auge, dessen Schein bis auf Herzensgrund drang und ihr rosenfarbner lächelnder Mund entzündeten unsern Herrn Ulrich in hellste Begeisterung, so daß er sich in ritterlichem Tun überbot. –

Und wenn die höfisch-feine Gesellschaft mit der gesamten männlichen kampffrohen und lustbereiten Jugend der weiteren Nachbarschaft zum Tanzreigen in edelstem Anstand mit deutschen Züchten und Ehrbarkeit antrat, dann durften aller Augen in hellem Vergnügen aufleuchten. Man schritt zum Tanzplatz, indem man die Tanzweise anstimmte, die Herr Ulrich selbst ersonnen hatte:

»Wól mích der sínne, die mír ië geríeten die lére,  
daz ich sie minne von herzen je länger je mêre,  
daz ich ir êre  
reht als ein wunder, sû sunder, sô sêre  
minne unde meine, sie reine, sie saelic, sie hêre.«

Wie die Sonne vor den Sternen schritt beherrschend in reifer, blendender Schönheit die Schloßherrin, die Verkörperung aller Frauenwürdigkeit, an der Hand eines erlesenen Ritters voran, in langem Zuge gefolgt von einem bunten, blütenreichen Kranz von Edelfrauen und Ritterfräulein: reinsten Reinheit ein Insiegel, liebster Lieb ein voller Schrein, treuester Treu ein fester Riegel, hellster Lust ein heller Schein. ...

Unter diesen allen wieder erglänzte in mädchenhaft aufknospender Schöne – geleitet von einem sanften, tapferen, schmucken Edelknecht – das Schloßfräulein von der benachbarten Nikelsburg, im reichen Goldblond ihrer Haarflechten, alle Welt gewinnend mit den hellen Blaustrahlen ihres holden Auges, dem ungetrübten Spiegel ihres Herzens, wie leichtbeschwingt einerschwebend in blütweißem Festgewand, voll Zucht und edelster Haltung, – in solcher Erscheinung ein unwiderstehlich Dreifarbmildiglicher, minniglichster Sinnbilder von Jugendreiz, Treusinn und Unschuld. So trug sie zur Freude aller ihr holdes Mädchenantlitz geschmückt mit dem Schleier der Züchtigkeit, unter Lilienkrone der Tugend. – Unwillkürlich gedachte da mancher sinnige Degen der Worte des Minnesängers Reinmar:

„Ich meine, daß man nie dein Lob ausreden kann.  
Wem du in Treu ergeben bist, der ist ein sel’ger Mann und mag gar gerne leben!“ –  
„Heil dir, o Weib, welch Name rein!  
Wie sanft er zu vernehmen und zu nennen ist.“

Und wie man die Tanzfreude mit einem heiteren Liede begonnen hatte, so schloß die Jugend mit Herrn Walthers von der Vogelweide froher Weise, Frühling und Frauen gegeneinander abwägend und wertend:

Wo ein edles Fräulein, hold zu schauen,  
wohlgekleidet und das Haar geschmücket,  
sich unter Leuten heitern Sinns ergeht,  
sittsam froh, vereint mit andern Frauen,  
nur zuweilen etwas um sich blicket  
und wie die Sonne über Sternen steht:  
da bring' der Mai uns alle Wunder,  
was wohl wär' so Wonnereiches drunter,  
als ihr viel minniglicher Leib? –  
Wir lassen alle Blumen stehn –  
und schau'n nur an das schöne Weib.“ –

Hier in Feldsberg, wo er 22 Speere glücklich verstach, hatte Herr Ulrich einen besonders harten Strauß<sup>17</sup> mit „hern Sîfrît Waise (Orphanus), dem biderben man, zu bestehen; sie ritten einen Puneiz (Anlauf) so kunstgerecht und ebenbürtig gegen einander, daß alle Verständigen ihre Freude daran fanden. – Aber es mußte geschieden werden von dem schönen, freudigen Feldsberg und seinen trefflichen Gastfreunden. – Zum Abschied veranstaltete der von Ulrich geladene mährische Adel<sup>1)</sup> ein letztes Speerstechen, und zwar auf mährischem Boden in den wiesen- und baumgeschmückten Auen an der unteren Thaya. Die Königin Venus (Ulrich) hatte den mährischen Herrn in einem deutschen Briefe ankündigen lassen, daß Frau Venus am 29. Tage ihrer Reise enhalp der Tye (Thaya) eintreffen werde.

Frau Venus nahm also in Feldsberg Urlaub; beim Scheiden segnete sie da mancher schöne Mund: „Frau Königin, Gott laß Euch immer glücklich sein! Möge Euch der mächtige Christus allerwege bewahren!“ –

<sup>1)</sup> Damals lebten in der Gegend Ritter Hadmar und Lippert von Eisgrub, vielleicht auch die Orphani (Waisen) auf Neu-deck und Waisenstein (Rosenburg), in der Burg von Nikolsburg die edlen Herren von Mödlau (die Ahnen der Pernsteine), ebenso war die Laventenburg (Lundenburg) und Dürnholz der Sitz adeliger Geschlechter usw.

In stattlichem Reiterzuge, mit neuem Mantelkragen und Kapute und neuem Frauenrocke umhüllt – alles in Weiß und Silber, ritt Frau Venus (Ulrich) recht hochgestimmt und selbstzufrieden ob seiner Rittertaten und der hohen Ehren von Herren und Frauen, – mit kostbar gekleidetem Gefolge und von zahlreichem Adel geleitet, gen Eisgrub; über „die Thye zog er zehant; da stount ein owe (Aue) wunnlich.“ Hier ritt die Frau Königin „für daz holz“, um den Herren Gelegenheit zu bieten, den Preis im Kampfspiel mit ihr zu Ehren der Frauen zu erjagen. Als erster spornte Herr Otte von Schönenkirchen, ein Ritter stolz, mit eingelegtem Speer sein schweres Streitroß gegen Ulrich an; bei dieser Tjost<sup>18</sup> blieben die Speerenden beider Gegner in ihren Schilden abgebrochen stecken. Hier in der Eisgruber Au waren an hundert treffliche Ritter geschart, alle mit reichster Helmzier, in vollem Schmuck an Mann und Roß. Der Frau Königin ward da mit Waffen und Kampf so reich gedienet, wie sie es wenig noch erlebt hatte. Ja, Ulrich klagt mit leisem Tadel, daß mitunter bis drei Herren auf einmal im hitzigen Wetteifer gegen ihn anritten, um ihn aus dem Sattel zu werfen. Es ward an diesem Tage gar mancher fähnlein-geschmückte Speer an ihm entzwei gestochen, daß rings die Speersplitter hoch davonglogen. Die Kampfbegier entbrannte immer heller; von allen Seiten erscholl der Kampfruf: „Wichâ, herre, wichâ wich! Laßt hier tjostieren um der Frauen willen gar manchen biderben Reitersmann!“

<sup>17</sup> Ritterkämpfe wurden auch als „Strauß“ bezeichnet – weil es erstens um den Federstrauß auf dem Helm des Harnischs und zweitens um eine Blume der umworbenen Dame ging. Zuerst aber um Profilierung.

<sup>18</sup> Lanzenstechen.

Mitten in dem Waffenlärm kam der tugendreiche Domvogt von Regensburg Otto von Lengenbach (der freiwillig als Reismarschall der Frau Königin die reisige Fahrt mitmachte, da er dazu auch reich genug war) auf gar schöne Weise an die Frau Königin, die bereits 15 Speere verstoßen hatte, herangeritten und auch sie rannten gegen einander in vorbildlich ritterlicher Kunstfertigkeit und guter Sitte. Dann band Ritter Lengenbach seinen Helm ab, trat ehrfurchtsvoll vor die Königin hin und sprach: „Ich gestatte Euch weiteren Kampf nicht mehr; denn niemand, auch der stärkste nicht, könnte im Kampfspiel mehr leisten!“ Und der Domvogt zog das Streitroß der Frau Königin (Ulrichs) am Zügel vom Kampfplatz hindann. Nur um seiner hochverehrten Herrin, des süßen, seligen, reinen Weibes, der Schönen, Tugendreichen, seines Herzens Maienscheins wegen gab Ulrich endlich nach. Er gab seinen Schild hin, band den Helm ab und warf den weiten Hängeärmel seines Frauenrockes über sein Gesicht, um als Frau Göttin Venus unerkannt zu bleiben – und beobachtete durch diesen Schleier den weiteren Verlauf des glänzenden Kampfspiels. Man rannte sich mit großen Speeren an, daß weithin in der Au das Schildkrachen erscholl; man wetteiferte in lebhaftem Herausfordern, um so viele Speere als möglich an der Rüstung der Turniergenossen zu zerstoßen. Man warb hier auf grünem Anger wahrhaftig um Ehre und Würdigkeit. Die Herren riefen immer wieder ihre Knappen nach neuen Speeren und Schilden an. Der Speere Krachen war so groß, daß man die Musik der Holunderflöten, der Pauken, Posaunen und Schalmeyen weniger hörte, als die Herausforderungen mit dem Ruf: Herâ Herr! – Gebrochene Speere, Schilde und Helme lagen da genug auf den zerstampften Wiesen. Trompeten und Pfeifen, Pauken und Trommeln schmetterten und wirbelten immer wilder durcheinander; aus Staubwolken erdröhnten Waffenklang und erregte Zurufe; aus Geschrei und Getöse erscholl der mächtige Schall des Heroldsrufes. Aber auch manchen Tjostierer sah man fallen auf das grüne Gras, mancher, der das gar nicht gewöhnt war! „Denn um Ritterschaft steht es also: hiute lieb, morgen leit“ – die beiden: „Freud und Leid“ sind des Ritters Los; er muß um die vielwerten Frauen Gut und Leben wagen.

Während dieses „guten Turniers“ trat der Domvogt abermals an die Königin heran mit den Mahnworten: „Herrin, viel edle Königin! Eure Fahrt ist wohl und würdig vollbracht!“ Zugleich erbat sich der Domvogt die Gunst, das Hofgesinde der Frau Königin heimwärts an die Donau führen zu dürfen. Nachdem die Frau Königin noch 19 goldene Fingerringe als Preis an jene Ritter verteilt hatte, die gegen sie geritten und nicht aus dem Sattel gestürzt waren – den Ring sollte der Ritter an die senden, die ihm die Liebste war und sie so ohne Falsch an sich fesseln – dann eilte sie ins nahe Gehölz und kleidete sich allda zum Ritter Ulrich von Liechtenstein um und verließ nach liebenswürdigem Abschied von den Vertrauten „verholen“ das Land, nur von dem Edelknappen Kol von Vronhoven gegen Wien hin begleitet.

Indes brachte der Kammerdiener Ulrichs, in höfischer Sitte wohlerfahren, die drei Handpferde seines Herren mit allen den teuren Kleidern und dem Putz der Frau Venus zu den unermüdlich kampffrohen Herren auf die Au, die erst jetzt zu ihrem Staunen erfuhren, daß die Königin bereits das Land geräumt habe. Der Kammerdiener aber sich verstellend, sprach: Diese Pferde und Gewänder hat sie zurückgelassen und ich weiß leider nicht, was damit anfangen. Da entgegnete der hochgemute Domvogt: Mir dünkt es gut, wenn ihr das alles in hohem Mute den Fahrenden, den wandernden Liedersängern, Spaßmachern und Gauklern und Musikanten, die sich auch heute hier so zahlreich eingefunden haben, hier in vornehmer Weise schenket. Ist Eure Herrin, die Königin Venus, so reich und hoch, als sie sich hier sehen ließ, so kann sie diese reiche Gabe leichthin verschmerzen.“ – Und mit Zustimmung der gesamten Ritterschaft verteilte der Kammerherr wertvolle Geschenke vor allem an die Musiker und Liedersänger, die das Herz des Volkes erfreuten und erlabten mit ernstern und heiteren Volksliedern und die da so schön aus der deutschen Heldensage zu sprechen wußten über der Nibelunge Not, über die schöne Gudrun, die in harter Gefangenschaft lieber ihr Leben als ihre Treue lassen mochte, über den Gotenhelden Dietrich und seinen Waffenmeister Hildebrand, über den liederkundigen König Rother und so viele deutsche Lieblingsgestalten, die euch, liebe Leser gewiß auch bekannt und lieb und teuer sind. – Der Festtag von Eisgrub, wo von so erlesener Ritterschaft zweier Nachbarreiche nach deutscher Sitte und Brauch Manneskraft und Reitergewandtheit in

so glänzender und erhebender Weise sich in Eintracht und Vornehmheit erprobt hatten, dieser seltene, dauernder Erinnerung würdige Freudentag neigte sich mit der scheidenden Sonne seinem Ende zu. Da setzte sich der treffliche Domvogt an die Spitze der ganzen Gesellschaft und sie zogen über die Thaya abermals gegen Feldsberg in Österreich. Und nochmals öffnete sich ihnen das reiche, gastliche Haus Herrn Kadolts, der ihnen hier zu würdigem Abschied gute Speise, Met und Wein und Liederfreude in Fülle bot. ... „Des andern tages si riten dan.“ –

Wir aber möchten mit den Worten aus Grimms Märchen schließen: „Wären wir doch ein Weilchen auch dabei gewesen!“ ... bei solcher liedumrauschter Ritterromantik!

*Quelle:* Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 158 f.

## Die Ohrfeige

Von den möglicherweise insgesamt sechs Obelisken existiert heute nur mehr jener, welcher auf der 1796 unter Fürst Alois von Liechtenstein angelegten 17 Meter breiten und 4 Kilometer langen Doppelallee von Eisgrub nach Prittlach 1798 von Joseph Hardtmuth errichtet wurde. Er erinnert an die Friedensschließung in Campo Formio am 17. Oktober 1797 zwischen Kaiser Napoleon und dem österreichischen Erzherzog Franz Joseph Karl. Seine Höhe beträgt 23 Meter. Vermutlich, weil er als einziger erhalten geblieben ist, trägt dieser heute – fälschlicherweise – den Beinamen „Ohrfeige“ [tschech. „Facka“].

Jener Obelisk dem dieser Beiname eigentlich galt, befand sich auf halber Strecke, rechts (westlich) von der Fürstenallee von Eisgrub nach Feldsberg, auf einem Hügel ungefähr 300 Meter südlich der Abzweigung nach Bischofswarth, wo sich landschaftsmäßig Obst- und Weingärten die Waage halten. Er wurde 1810 ebenfalls von Joseph Hardtmuth errichtet und 1868 durch einen Blitzschlag so stark beschädigt, dass er abgetragen werden musste. Bei diesem Obelisken soll sich einer alten Erzählung nach Folgendes zugetragen haben.

Während einer fürstlichen Jagd erfuhr die Fürstin, dass ihr Mann erst jüngst beim Kartenspiel ein ganzes Dorf verspielt haben soll. Als sie auf der Fürstenallee mit ihrem Fürstgemahl in der Kutsche unterwegs war, hat sie ihn darauf angesprochen und zur Rede gestellt. Dabei war sie so sehr erzürnt und verärgert, dass sie ihm gleich eine schallende Ohrfeige verabreichte.

Einige hundert Jahre später und just an jenem Ort, wo sich einst dies ereignet haben soll, hat Joseph Hardtmuth für Fürst Johann I. Joseph von Liechtenstein einen Obelisken errichtet, der aufgrund dieser uralten Überlieferung bei der Bevölkerung den Beinamen „Ohrfeige“ bekam.

Um welches „verspielte“ Dorf es sich dabei gehandelt haben soll gibt uns diese Geschichte leider nicht preis.

Wie bei solch alten und über zahlreiche Generationen weitererzählten Geschichten üblich, gibt es auch in diesem Fall einen weiteren Grund, warum sich der Fürst von Fürstin eine Ohrfeige eingehandelt haben soll.

So wie der Fürst dem ausgelassenen Kartenspiel frönte, so sehr war er auch dem weiblichen Geschlecht zugehan. Daher könnte auch seine Untreue der Anlass einer Ohrfeige gewesen sein.

Oder war gar beides „ausschlaggebend“?

*Quelle:* Dieter Friedl und Daniel Lyčka, Unbekannte Bauwerke im Eisgrub-Feldsberg-Areal, 2013.

[http://friedl.heimat.eu/Wanderwege/Beitraege/2013\\_Unbekannte\\_Bauwerke\\_EFA.pdf](http://friedl.heimat.eu/Wanderwege/Beitraege/2013_Unbekannte_Bauwerke_EFA.pdf)

## Feldsberg [Valtice]

### Der Geist des Grafen von Langendorf

Aus der Jahrhundertwende 18./19. Jahrhundert gibt es eine Erzählung von einem verarmten Grafen namens Langendorf<sup>19</sup>, der in der fürstlichen Wache seinen Dienst versah und im Schösschen „La Veneria“, dem fürstlichen Hundezwinger, beherbergt war.

Der Graf, nicht gerade ein Kostverächter des guten Weines, lagerte in den weitläufigen Kellern des Schössls seine besten Weine, welche er unterhalb des fürstlichen Hundezwingers in bester Obhut währte.

Es waren recht unruhige und kriegerische Zeiten als der Graf eines Abends wieder einmal seine Weine verkostete. Mit der nötigen Bettschwere versehen suchte er danach seine Liegestatt auf, vergewisserte sich noch, ob sein Schwert für den Fall des Falles auch in Griffweite sei, und schlief schon bald recht tief und fest den Schlaf der Gerechten.

In jener Nacht trieb sich allerdings auch eine hungrige und durstige Horde desertierter Soldaten auf der Suche nach Speis und Trank im Ort herum. Mit der Sicherheit beim fürstlichen Hundezwinger gutes Fleisch vorzufinden, welches an die edlen Jagdhunde verfüttert wurde, brachen sie in das Schösschen ein. Mit lautem Gebell meldeten die Hunde zwar sofort die fremden Eindringlinge, der Graf schlief aber so tief und fest, dass er weder die Hunde, noch die in sein Schlafzimmer eindringende Horde vernahm. Mit dem, zu des Grafen eigenem Schutze bereit liegendem Schwert durchbohrten sie den Körper des Schlafenden.

Niemand in Feldsberg kam in dieser Nacht zu seinem Schlaf. Die Hunde fingen so verzweifelt an zu heulen, dass schon bald die fürstliche Wache herbei geeilt kam, die jedoch dem Grafen nicht mehr helfen konnte. Die Wachsoldaten durchsuchten zwar das gesamte Gelände, konnten aber keinen der Deserteure fangen.

Der Leichnam des Grafen wurde in einen Sarg gelegt und in seinem Familiengrab bestattet. Aber schon bald danach war es gewiss, dass diese schreckliche Tat nun wie ein Fluch am Schösschen „La Veneria“ hängt. Ruhelos, auf der Suche nach seinem Mörder, wandelt seitdem der Geist des Grafen Langendorf durch das Gebäude.

### Gott Vater und die Englein

Man schrieb das Jahr 1866, Die Preußen waren in Feldsberg und in den einzelnen Häusern untergebracht. So auch in dem kleinen Hause neben der Gaststätte „Zum Schwarzen Adler“, in dem der ehrsame Sattler- und Tapezierermeister Anton Pund mit Frau und Kindern hauste. Wieviele von letzteren damals schon oder noch am Leben waren, ist dem Schreiber dieses nicht bekannt; im ganzen waren es elf.

Als die ungebetenen Gäste wieder zum Abmarsch rüsteten, trat einer auf das Hausbesitzerpaar zu, bedankte sich für das freundliche Entgegenkommen und sagte unter anderem: „Die Englein gehen mit mir und Gott Vater bleibt hier.“

Die Insassen wunderten sich, dass es unter den Soldaten so fromme Kerle gab. Als sie aber das Stroh, das den Kriegern als Lager gedient hatte, aufräumten und dabei zufällig einen Blick in die Nebenkammer warfen, verstanden sie den Sinn der gottgefälligen Worte: die „Englein“ - die Leber- und Blutwürste - waren mit dem Helden gegangen und nur der dicke Dudelsack, die Presswurst - „Gott Vater“ - war zurückgeblieben.

*Quelle:* Mitteilungen der „Feldsberg-Garschönthaler Gmoa in Wien“. 2. Jahrgang | Wien, Juni 1957 | 4. Folge; Seite 8.

---

<sup>19</sup> Frau Lada Rakovská schreibt in [Die Venerie - La Veneria zu Feldsberg](#) von einem Grafen Langendorf. Bei Erich Kippes „Feldsberg und das Haus Liechtenstein vom 18. bis zum 20. Jahrhundert“ (Verlag Manz, Wien, 2000), wie auch auf Feldsberger Internetseiten, z.B. <http://www.valtice.cz/default.aspx?id=56>, ist von einem Obristwachtmeister von Langendonc die Rede, von welchem der Fürst auch den Fuchsberg gekauft hat und Joseph Hardtmuth eine Fasanerie und 1802 das Belvedere errichtete. Von Langendonc war oberster Befehlshaber der fürstlichen Leibgarde und Commandeur des „La Veneria Schössls“. Weitere Informationen über die Freiherren von Langendonc → „[La Veneria](#)“, S. 11.

## Der Veda

1876 fanden in Feldsberg die Kaisermanöver statt. Das Militär zog von Wien kommend durch Schratzenberg. Aufgeregt warteten die Dorfbewohner schon in den frühen Morgenstunden, da man ja doch einmal den Kaiser sehen wollte.

Endlich, nach stundenlangem Warten kamen ein paar Reiter. Ein Weiblein brachte den Mut auf, diese zu fragen: „Reiter, waunn kimmt denn der Kaiser?“ Da meldete sich der Kaiser selbst mit den Worten: „Ja, der Kaiser ist ja schon da!“ Daraufhin rief das Weiblein ganz aufgeregt zu der angesammelten Volksmenge: „Leidln, weichts aus, sunst reit't eng der Kaiser-Veda<sup>20</sup> nieder!“

*Quelle:* Berta Esch-Majewski. Heimatgemeinde Feldsberg-Garschönthal. 3. Jahrgang | 2. Folge | Wien, Dezember 1957; S. 6.

## Die Sage vom Goldbergl

Jedem Wanderer, der das hübsche Städtchen Feldsberg besucht hat, wird die herrliche, aus uralten Linden und Kastanien bestehende Allee, welche von hier in schnurgerader Richtung nach Eisgrub führt, in dauernder Erinnerung bleiben. Sie wurde schon im 17. Jahrhundert von Liechtensteinen angelegt, um die Schlösser Feldsberg und Eisgrub zu verbinden. Außerhalb des Wäldchens, welches das Jagdschlösschen Belvedere umgibt, führt die Flur den Namen Allachfeld. Dieser Flurname erinnert an den verschollenen Weiler Allach, der noch im Jahre 1571 in einem Robotbriefe des Herrn Hartmann von Liechtenstein von Nikolsburg erwähnt wird. Es ist wahrscheinlich, daß das Dörfchen zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges in den „böheimischen unruhen“ zerstört wurde. Die Volkssage nimmt an, daß das Dorf Allach in der Nähe des Goldbergleins, eines unscheinbaren, mit Gras bewachsenen Hügels, in unmittelbarer Nähe der Eisgruber Allee gelegen war und vor urdenklichen Zeiten in die Tiefe versunken sei. Noch heute klingen dann und wann die Glocken herauf wie in Vineta, das am Ostsee-Grunde ruht. (Wir vermuten in dem Hügel eine Opfer- oder Grabstätte aus der Urzeit unseres Volkes.) Am Fuße des Bergleins liegen einige in Stein gefaßte Quellen, die Goldbründln, aus denen ein klares Wasserlein zwischen blumigen Wiesen und struppigen Weidenbäumen den nahen Teichen zufließt. Ihren Namen sucht die Volkssage daraus zu erklären, daß man in ihrem Sande einst nach Gold gesucht habe. Auch sei ihr kühles Naß in dürrn Jahren, da alle Quellen weit und breit versiegten, Goldes wert gewesen.

An das Goldberglein selbst knüpft sich folgende hübsche Sage: An einem Palmsonntag schritt eine Bäuerin mit ihrem Kinde an dem Hügel vorüber, der Feldsberger Pfarrkirche zu. Erstaunt sah sie den Goldberg offen. Sie ging durch eine beträchtliche Öffnung in das Innere, wo gleißendes Gold, Perlen und Edelmetalle ausgebreitet lagen.

Die Bäuerin setzte ihr Kind auf den Boden, raffte von den Schätzen, soviel ihre Schürze fassen konnte, zusammen und eilte ins Freie. Kaum war sie aber herausgetreten, so schloß sich der Berg – und ihr Kind, das sie in ihrer Hast vergessen hatte, blieb im Berge zurück. All ihr Jammen war vergebens, als sie das Unheil merkte. Trostlos schritt sie mit ihrem Schatze dem Heimort zu.

Ein kummervolles Jahr verging. Als sie am nächsten Palmsonntag wieder zu dem Hügel kam, fand sie ihn wieder offen. Das arme Weib stürzte hinein und erblickte ihr Kind friedlich auf dem Boden sitzen. Sie schloß es in ihre Arme und trug es eilig hinaus.

Das Kind erzählte, daß ihm täglich eine wunderschöne Frau im weißen Kleide erschienen sei und ihm jedesmal ein Stückchen weißes Brot und einen Apfel gereicht habe. Als die beiden Glücklichen ihre Hütte betraten und nach den Schätzen sehen wollten, welche die Frau in ihrer Kammer verborgen hatte, bemerkten sie, daß die verschwunden waren.

*Quelle:* Erzählt von Karl Höß, Bürgerschuldirektor in Feldsberg. / Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 112 ff.  
Theo R. Seifert, Sagen aus Nikolsburg und Umgebung. / Heimat Südmähren - Sonnenland an der Thaya. S. 73.

---

<sup>20</sup> Veda (Vejda) - Bezeichnung für eine unbekannt Person, aber durchaus freundlich gemeint.

## Klentnitz, Katzenstein (früh. Bottichstein) [Klentnice, Kočičí skala]

### Die Mutter und ihr Kind

Ein Sagenzug, nämlich der von einer Mutter, die im Berge ihr Kind zurückgelassen, welches ein Jahr darauf zu derselben heiligen Zeit wieder zum Vorschein kommt, scheint seinen Hauptsitz in Mähren und Böhmen zu haben, obgleich wir ihn auch im österreichischen Alpenland und im Fichtelgebirge finden<sup>21</sup>.

Auf der Straße von Nikolsburg nach Klentnitz steht ein Fels, der unter dem Namen Bottichstein (auch Bodingstein und Budingstein) bekannt ist, die folgenden drei Sagen wurden von drei verschiedenen Personen der Umgegend erzählt.

### Die Mutter und ihr Kind.

Unweit der mährischen Stadt Nikolsburg und am Abhange des Pollauer-Gebirges liegt das Dorf Klentnitz. Die Verzweigungen dieses Gebirgszuges sind mit einem Walde bedeckt. Mitten in diesem Walde auf einem schönen Hügel stand einst eine kleine Jägerhütte, von einer gottesfürchtigen Familie bewohnt. Sie hatten ein einziges Kind, das sie ungemein liebten. An einem Morgen begab sich der Jägersmann in den Wald, um ein Wild zu erlegen, und verirrte sich zufällig, indem er auf einen ihm unbekanntem Weg kam. Sein Weib war sehr besorgt um das Leben ihres Mannes. Da es bereits der dritte Tag war, so machte sie sich auf den Weg, und nahm ihr Kind mit, um ihn aufzusuchen. Sie ging zu allen jenen Stellen, die ihr Mann am meisten besuchte. Jammernd durchkreuzte sie nun den Wald und kam auf einmal zu einem Felsen, dessen Öffnung mit Gold- und Silberstücken gefüllt war. Sogleich legte sie ihr Kind bei Seite und fing an ihre Taschen mit diesem willkommenen Funde zu füllen. Sie war so in Gedanken, dass sie ihr Kind vergaß und mit ihren Schätzen nach Hause eilte. Mitten auf dem Wege erinnerte sie sich ihres verlorenen Kindes; sogleich eilte sie zurück, allein ihr Kind war verschwunden. Unter lauter weinen kehrte sie in ihre Hütte zurück, traf dort ihren Gatten und erzählte ihm das Unglück. Was halfen ihr nun die gefundenen Schätze? Nach kurzer Zeit ging sie an einem Abend im Walde spazieren und kam zu jenem Felsen.

Hier weinte und jammerte sie, da erschien ihr ein weißer Geist, und befahl ihr, denselben Tag ihr Kind abzuholen, an welchem sie es verloren habe. Freudig kehrte sie um, und brachte diese Kunde ihrem Manne. Der ersehnte Tag erschien und sie begab sich in den Wald; dort fand sie den Felsen offen, und ihr Kind saß lustig am Rasen. Voll Freude sprang sie ihm nach und wollte es umarmen. Da erschien ein schwarzer Geist, der zielte als wollte er sie niederschließen. Sie erhob ihre Hände gegen Himmel; es entstand ein heftiges Gewitter, und der Blitz zerschmetterte den bösen Geist. Ihr Kind aber hatte sie wieder.

### Die Mutter und ihr Kind (2)

In Klentnitz lebte ein armer Landmann, der sich und sein Weib nur kärglich durch Taglohn ernährte, und oft nicht wusste, woher er einen Groschen nehmen sollte, um sich, sein Weib und das einige Monate alte Kind zu ernähren. Am heiligen Abend vor dem Weihnachtsfeste ging er in größter Verzweiflung in den nahen Wald, um zu sehen, ob er nicht ein Wild schießen könne, um für den künftigen Tag doch etwas zu haben. Aber trotz aller Aufmerksamkeit konnte er nichts erblicken. Unzufrieden wollte er schon den Rückweg einschlagen, als sich plötzlich, er wusste nicht woher, ein Mann in schwarzem Gewande zu ihm gesellte, und ihm befahl nach einem Hasen zu zielen, den er ihm in der Ferne zeigte. Er drückte los und das Tier fiel. Doch ein geheimes Grauen überfiel den Bauer, als der schwarze Mann ihm sagte, er werde ihn mit allem versorgen, was er bedürfe, nur solle er nicht beten und von dem Geschehenen seinem Weibe nichts sagen, einst werde er ihm schon eröffnen, welchen Lohn er dafür begehre.

---

<sup>21</sup> Bei Franz Xaver Schönwerth findet man im Buch „Aus der Oberpfalz.“, Sitten und Sagen. Band 2, 1858, auf Seite 241 „Die Hankerlgrube“, bei Josef „Sepp“ Zwölfer im Heft „Sagenauszüge aus dem Raume Litschau“, Sparkasse in Litschau, 1978, auf Seite 6 „Die weiße Frau zu Litschau“ (nach einer Erzählung aus den 1890er Jahren) eine weitere identische Geschichte über den Eulenberg und auch in Feldsberg „[Die Sage vom Goldberg!](#)“.

Der Landmann ging nach Hause und brachte seinem erfreuten Weibe den Hasen, aber beide ahnten nicht, um welchen Preis er ihn erlangte.

Des andern Tages ging die Frau mit ihrem Kinde von Klentnitz gegen Nikolsburg, und als sie in die Nähe des Bottichsteins kam, ertönte das Glöcklein von Nikolsburg zur Wandlung, und siehe da, es öffnete sich der Bottichstein und es schimmerten Fässer mit Gold und Silber gefüllt. In ihrem freudigen Erstaunen glaubte die Frau hierin einen Fingerzeig Gottes zu erkennen, sich von der drückenden Armut zu befreien, eilte rasch hinzu, setzte ihr Kind auf eines der Fässer, füllte ihre Schürze mit Silber und eilte angstvoll aus dem Felsen hinaus. Erst jetzt gedachte sie ihres Kindes, wollte zurückkehren, doch mit Entsetzen bemerkte sie, dass der Fels sich geschlossen hatte. Drinnen befand sich das Kind der nun reichen aber dennoch unglücklichen Mutter. Wankendes Schrittes ging sie mit ihrem Gelde beladen nach Hause, allein Ruhe und Friede war aus ihrem Herzen gewichen, selbst bei ihrem Manne fand sie keinen Trost, sondern sie musste von ihm die bittersten Vorwürfe hören, obgleich er auch oft an den schwarzen ihm unbekanntem Mann dachte; im geheimen hielt er ihn für die Ursache des Unglückes, das ihn so hart traf.

Ein Jahr verging und es kehrte der heilige Weihnachtsabend wieder. Die unglückliche Mutter fasste den Entschluss noch einmal die Stätte zu besuchen, wo sie ihr Kind verloren hatte. Ihr Mann begleitete sie, denn sie fürchtete sich den Weg allein zu machen. Wieder ertönte das Glöcklein von Nikolsburg zur heiligen Wandlung, und Vater und Mutter sanken diesmal auf die Knie nieder.

Als sie aufblickten, sahen sie, wie der Bottichstein sich wieder öffnete und ihr Kind ihnen die Händchen entgegenstreckte. Doch auch der schwarze Mann stand nicht ferne, legte sein Geschoß auf sie an, allein ein Blitz aus heiterem Himmel zerschmetterte ihn. Die Eltern schlossen nun ihr lange beweintes Kind wieder in die Arme und dankten Gott für seine Rettung.

Das Kind erzählte seinen Eltern, ein Engel habe ihm täglich Speise und Trank gebracht und es getröstet.

### Die Mutter und ihr Kind (3)

Zu Klentnitz in Mähren lebte eine Witwe Namens Marthe mit ihrem dreijährigen Söhnchen in stiller Zurückgezogenheit. Nur selten verließ sie ihre ärmliche Wohnung; doch versäumte sie in keinem Jahre am Ostersonntage nach dem Städtchen Nikolsburg zu gehen, um dort dem Gottesdienste beizuwohnen. Wiederum war der Ostertag angebrochen, und Marthe verließ mit ihrem Söhnlein nach alter Gewohnheit ihr Häuschen. Schon hatte sie den Friedhof des Dorfes hinter sich, als das Geläute der Osterglocken von Nikolsburg herüber tönte. Marthe verdoppelte ihre Schritte und bald hatte sie jenen Felsblock erreicht, der jetzt der Bottichstein genannt wird. Wer schildert aber ihr Erstaunen als sie diesen von oben bis unten gespalten fand. Schon früher hatte Marthe gehört, dass dieser Fels die sonderbare Eigenschaft besitze, dass er jedes Mal, so oft die Glocken zu Nikolsburg zum Hochamte geläutet werden, sich öffne und demjenigen, der sich zu jener Zeit ihm näherte so lange die Glocken tönen, seine Schätze darbiere, dass er aber mit dem letzten Glockenschalle sich wieder verschliesse. Sie hatte jedoch nicht daran geglaubt, daher wunderte sie sich umso mehr, da sie den Fels wirklich geöffnet fand. Voll Neugierde näherte sie sich der Felsspalte, schaute in das Innere der Höhle, und erblickte einen Bottich von ungeheuerem Umfange, voll von blinkenden Gold- und Silbermünzen.

Marthe wusste nicht, ob sie träume oder ob es Wirklichkeit sei, was sie vor sich erblickte. Endlich fasste sie Mut und trat in die Höhle. Eine tiefe Stille herrschte in derselben, nur die Osterglocken von Nikolsburg konnte man darin vernehmen. Da dachte Marthe, es könne wohl ein Wink des Himmels sein, welcher sich ihrer doch erbarme und den Fels geöffnet habe, um ihr zu helfen. Nach längerem Zaudern setzte sie das Kind beim Bottich auf den Boden nieder, und füllte ihre Schürze mit Gold- und Silbermünzen. So beladen eilte sie aus der Höhle und schüttete ihren Schatz auf die Erde. Noch einmal kehrte sie freudig in die Höhle zurück, um ihre Schürze zu füllen, und noch ein drittes Mal. Als sie aber zum vierten Male in die Höhle eilen wollte, verstummten plötzlich die Glocken und der Fels schloss sich unter furchtbarem

Gekrache. Voll Angst und Schrecken sank sie neben den Haufen Goldes nieder. Nach einiger Zeit raffte sie sich wieder auf, rannte gegen den Felsblock und schrie, denselben umklammernd: Mein Kind! Heiliger Gott, gib mir mein Kind! Nimm alles, alles zurück, ich will arm bleiben mein Leben lang, nur gib mir wieder mein Kind zurück. Vergebens, der Fels war und blieb verschlossen. Erschöpft und stumm raffte sie die Münzen zusammen und schleppte sich nach Klentnitz zurück.

Der Verlust ihres Kindes ließ Marthe jedoch keine Ruhe finden, am nächsten Morgen schon eilte sie nach Nikolsburg, wo sie sich einem Priester vertraute und ihn um Rat anging. Der Priester ermahnte sie, sich mit Geduld und Demut in die Fügungen des Herrn zu schicken, den gefundenen Schatz aber zum Baue eines Gotteshauses zu verwenden. Marthe befolgte den Rat, verwandte den Schatz zum Baue einer Kirche in Nikolsburg und lebte hinfort gottesfürchtig und in der Hoffnung ihr Kind doch noch einmal zu sehen. So verschwand ein Jahr und Ostern kam wieder heran. Da fasste Marthe den Entschluss am Ostersonntage sich wieder zum Felsblocke zu begeben, um die Gebeine ihres Kindes daraus zu holen, damit sie doch auf christliche Weise begraben würden. Sie machte sich wirklich an dem bestimmten Tage auf den Weg und erreichte mit schwerem Herzen den Fels, welcher abermals von oben bis unten gespalten war. Mutig trat sie hinein, aber statt der Gebeine fand sie ihr Kind lebend und unversehrt neben dem Bottich auf der Erde sitzen. Außer sich vor Freude und der Sprache unfähig reißt sie das Knäblein an ihre Brust und überschüttet es mit Tränen. Endlich gewinnt Marthe ihre Sprache wieder und befragt das Kind, wie es möglich gewesen sei, dass es in der Höhle nicht umgekommen sei.

Da erzählt ihr das Knäblein, dass während der Nacht, welche es in der Höhle zugebracht, eine schöne Frau gekommen sei, die habe ihm Äpfel und Spielzeug gebracht, und ihm auch versprochen, dass wenn es recht fromm sei und bete, die Mutter bald wieder kommen werde, um es abzuholen. Da klangen die Glocken heller als sonst und fast wie mit mahnendem Tone. Eilig fasste Marthe ihr Kind und verließ die Höhle. Sie war aber kaum etliche Schritte entfernt, da schwiegen die Glocken, und mit furchtbarem Gekrache schloss sich der Fels. Marthe führte mit ihrem Knäblein hinfort ein frommes, gottesfürchtiges Leben und dankte noch oft in der Kirche, die sie in Nikolsburg erbaut hatte, und die zu St. Lauretta genannt wurde, auf ihren Knien für die wunderbare Rettung ihres Kindes. Der Bottichstein aber soll sich seit dieser Begebenheit nicht wieder geöffnet haben.

*Quelle:* Versionen 1 bis 3 von „[Sagen.at](http://Sagen.at)“ - Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich.  
Theodor Vernaleken, Wien 1859. S. 129 ff.

## Die Mutter und ihr Kind (4) oder Schätze am Bottich

Wie jedes Jahr machte sich die arme Witwe Marta am Ostersonntag mit ihrem vierjährigen Sohn Martin auf den Weg zur Morgenmesse nach Nikolsburg. Gerade als sie am Fels Bottich vorbeikamen, läuteten in Nikolsburg die Glocken. Da öffnete sich der Fels und sie erblickte ein großes Fass voll mit Gold, Silber, wertvollen Bestecken und Pokalen, Edelsteinen und Goldbarren.

„Martin, unsere Armut hat ein Ende. Da hast du ein goldenes Glöckchen, spiel schön leise und sei brav!“ Der Bub setzte sich auf einen Stein in der Höhle und seine Mutter begann die Schätze aus der Höhle hinauszutragen. Als sie das vierte Mal wieder hineingehen wollte, hörten die Turmglocken auf zu läuten, der Fels krachte zu und darin blieb das arme Kind gefangen. Vergebens hämmerte sie gegen den kalten Stein, vergebens bat sie Gott um Barmherzigkeit. An den Reichtümern hatte sie nun keine Freude mehr und spendete sie für den Bau einer neuen Kirche in Klentnitz.

Nach einem Jahr kehrte Marta zum Bottich zurück und wartete bis die Glocken zur Messe läuteten. Der Fels öffnete sich wieder und sie trat ein. Sie staunte, als sie anstatt des toten Kindes ihren Sohn gesund und munter wiederfand. In der Hand hielt er das gleiche Glöckchen, das sie ihm gegeben hatte. „Mama, die gute Feenkönigin hat mir Essen gebracht, sie hat für mich gesungen und hat mich getröstet, als ich traurig war. Sie hat mir versprochen, dass du mich holen kommst.“

Die Witwe zögerte nicht lange, schnappte ihren Buben und lief aus der Höhle. Am Kirchturm in Nikolsburg verhallten gerade die Glocken und der Fels schloss sich. Marta aber war schon mit ihrem Martin am Heimweg und drehte sich nicht mehr um. Sie war glücklich, dass sie den größten Schatz wiedergefunden hatte, ihren Sohn.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 57f.

## Hände im Wein

Auch unser Uropa Holub ging einst zu Ostern am Bottich vorbei und sah, dass er geöffnet war. Er blickte hinein und sah dort die unermesslichen Reichtümer. Er dachte sich: „Wenn's scho duat herumliegt, wieso sollt i's net mitnehmen.“

Er nahm Gold und Silber, soviel er tragen konnte und brachte es vor die Höhle. Dann kehrte er noch einmal zurück, um Edelsteine zu holen. Als er zum dritten Mal in die Höhle eintrat, bemerkte er ein Fass Wein.

„I wüsst' gern, wia der schmeckt. I nehm' mir no a bisserl Geld und dann nehm' i an Schluck.“ Also stopfte er sich die Taschen mit Münzen voll und tauchte seine Hände in das Fass. Er wollte von dem köstlichen Getränk kosten. Aber was geschah! Der Wein war so dick, dass der Uropa sich nicht mehr bewegen konnte. „I werd' do ned für immer hier eing'sperrt bleih'm!“ Mit aller Kraft befreite er sich im letzten Moment und lief entsetzt hinaus. Hinter ihm schloss sich der Fels mit dem letzten Glockenschlag. Die Schätze, die er hinausgetragen hatte, verwandelten sich in Blätter und Äste. Nur ein goldener Taler war ihm geblieben, nämlich in der Hand, die er in den Wein getaucht hatte.

Viele machten sich seitdem auf, den Schatz am Bottich zu bergen, aber niemand hatte den Mut, hineinzugehen.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 59.

## Klentnitz, Pollauer Berge [Klentnice, Pálava]

### Die schwarze Bestie

Auf der Burg erschien immer wieder ein riesiger schwarzer Hund mit feurigen Augen. Eines Tages begegnete er dem Mesner von Klentnitz. Zuerst dachte der Mesner, es wäre ein gewöhnlicher streunender Hund, aber als er ihm in seine teuflischen Augen sah, sprühten aus ihnen Funken. Zu Tode erschrocken ergriff er die Flucht, der Hund aber blieb immer dicht hinter ihm. Der Flüchtende war schon am Ende seiner Kräfte, da drehte er sich plötzlich um und erhob seine Hand gegen die Bestie. Der Hund fletschte blutrünstig seine Zähne und sprang. Als er jedoch die Hand des Mesners berührte, löste er sich in Dampf auf. Die höllische Kreatur wurde vom Weihwasser vertrieben, in welches der Mesner jeden Morgen seine Finger tauchte.

Nur der Dorflehrer lachte über diese Geschichte und glaubte sie nicht. Er wettete im Wirtshaus mit seinen Freunden, dass er eine Nacht auf der Burg verbringen würde. So machte er sich in der Johannisnacht auf den Weg. Genau zur mitternächtlichen Stunde ertönte ein schreckliches Gebrüll. Die Frau des Lehrers bat die Männer, sie mögen doch ihrem Mann zu Hilfe eilen. Niemand im Dorf aber hatte genügend Mut. Erst in der Früh gingen sie ihn suchen, und das, was sie sahen, konnte niemand jemals wieder vergessen.

Der Körper des Lehrers war zerfleischt, nur seine Hand umklammerte noch ein Bündel schwarze Haare. Er hatte sie wahrscheinlich der teuflischen Bestie aus dem Fell gerissen, als er sich gegen ihre höllischen Zähne wehrte.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 34.

## Lundenburg [Břeclav]

### Das Lundenburger Pestbild.

In der Straße in Lundenburg, die an der Zuckerraffinerie vorbei zum nahen sehenswerten Ringwall und Jagdschloß Pohanska führt, steht ein altes Marien-Bild, das aus der Zeit einer großen Pest stammen soll.

Als man einst das Bildnis ohne zwingenden Grund entfernte, kamen wieder verderbliche Krankheiten über die Stadt. Und sie hörten erst auf, als das Bild wieder an seinen früheren alten Standort zurückgebracht wurde. – Es steht noch heute da, von der Bevölkerung mit frommer Scheu und Ehrfurcht gehütet.

Mitgeteilt von Karl Petzina, Gemeindegemeinschaftswart in Unter-Tannowitz.

*Quelle:* Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 111 f.

# Nikolsburg [Mikulov]

## Das Wappen der Fürsten von Dietrichstein

Otto von Dietrichstein schloss sich im Jahre 1096 einer Fahrt nach dem gelobten Lande an. Von seinem getreuen Diener Gotthard begleitet, geriet er unterwegs in die Gefangenschaft griechischer Seeräuber. Da sich beide Gefangene als Gärtner ausgaben, wurden sie auf dem Sklavenmarkt gebracht und dort dem Sultan von Iconium<sup>22</sup> verkauft. Sieben Jahre arbeitete Otto in den Gärten des Sultans und er hatte schon zwei Gartenmesser an Bäumen und Reben abgenutzt.

Die übrigen Sklaven waren Italiener, von denen Otto und Gotthard die italienische Sprache erlernten. Als sie einmal in der Küche aushelfen mussten, hörten sie, wie sich die italienischen Köche verschworen, den Sultan zu vergiften. Otto verriet seinem Herrn den verbrecherischen Anschlag, und der Sultan ließ die Verschwörer köpfen. Zum Danke für seine Rettung schenkte der Sultan den beiden Sklaven die Freiheit. Er ließ ihnen ein Schiff ausrüsten, gab den Scheidenden noch 1000 Goldbyzantiner als Reisegeld mit. Glücklicherweise erreichten sie die Heimat, und groß war die Freude über die Wiederkehr der längst Verschollenen. Otto von Dietrichstein führte aber seit jener Zeit zwei mit dem Rücken gegeneinander gekehrte Winzermesser in seinem Wappen.

*Quelle:* Theo R. Seifert, Sagen aus Nikolsburg und Umgebung. / Heimat Südmähren - Sonnenland an der Thaya. S. 72.

## Der „Heilige Berg“ bei Nikolsburg

Die Fürstin auf Schloss Nikolsburg lag längere Zeit an einer schweren Krankheit darnieder. Kein Arzt konnte ihr Heilung bringen. Da verlangte die hohe Frau nach dem Schlossgeistlichen, der ihr die Tröstungen der Religion bringen sollte. Der Priester, welcher auch ärztliche Kenntnisse besaß und den Gipfelpunkt der Krisis im Krankheitszustand der Fürstin erkannte, sprach zu ihr: „Wenn Sie am Morgen von Ihrem Fenster den Tanzberg<sup>23</sup> sehen und denselben von goldenem Morgenrot bestrahlt finden, möge dies ein Zeichen Ihrer Genesung sein.“

Und wirklich, in der Nacht wich die böse Krankheit, und am Morgen erstrahlte der Berg im goldenen Purpurlichte. Dem Priester innig dankend, gelobte die Schlossfrau<sup>24</sup>, auf dem Scheitel des Berges ein Kirchlein zu erbauen und dortselbst die eifrigste Beterin zu sein. Bald erstand auch schon das Kirchlein, dessen Glocken die Gläubigen zu frommer Andacht luden.

*Quelle:* Theo R. Seifert Sagen aus Nikolsburg und Umgebung. / Heimat Südmähren - Sonnenland an der Thaya. S. 72.

## Der kopflose Jäger

Am Rande der Stadt Nikolsburg, nahe am Hinrichtungsplatz, stand einst das kleine Häuschen des Holzfallers Teodor. Er hatte viele Kinder, aber die Arbeit im herrschaftlichen Wald brachte nicht genug ein, um seine Familie zu ernähren. So lebten sie mehr schlecht als recht.

Einmal, als plötzlich schrecklicher Frost hereinbrach und überall Schnee lag, ging ihnen das Holz zum Heizen aus. Da beschloss Teodor: „Es geht nicht mehr anders, ich muss in den Schlosswald gehen und wenigstens ein paar Holzstückchen holen, sonst werden wir alle erfrieren.“ Er nahm seine Säge und seine Axt und ging in die dunkle Nacht hinaus. Sobald er ein paar trockene Äste gefunden hatte, erschien vor ihm der grausame Schlossjäger. Er hatte kein Mitleid mit den Menschen, nicht einmal Bitten oder Tränen konnten ihn erweichen.

---

<sup>22</sup> Iconium (türkisch: Konya) ist eine Stadt in Kleinasien, einst Hauptstadt des unabhängigen Sultanats Iconium.

<sup>23</sup> Damals stand der Tanzberg (Venusberg) nicht in gutem Rufe; besonders in der 1. Maiennacht gab man sich hier sündhaften Tanzvergnügen und Festlichkeiten hin. Oder dachte man gar noch an tanzende Hexen der Walpurgisnacht? *Quelle:* Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. Fußnote 1, S. 21.

<sup>24</sup> Das geschah um 1630, nach einer Pest; vielleicht war die kranke hohe Frau die Gemahlin Maximilians II. v. Dietrichstein, Anna Marie geb. Fürstin v. Liechtenstein.  
*Quelle:* Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. Fußnote 1, S. 22.

„Gib mir deine Säge und deine Axt und bezahl die Strafe, wenn du hier Holz nimmst, sonst kommst du in den Kerker.“ Teodor war entsetzt: „Meine Kinder verhungern, wenn ich euch alles gebe. Das kann ich doch nicht zulassen!“

Er riss sich los und flüchtete. Er musste aber durch knietiefen Schnee und so hatte ihn der Jäger bald eingeholt. Er zielte mit seinem Gewehr auf den unglücklichen und entsetzten Holzfäller. Der schwang mit letzter Kraft seine Axt, der Jäger schwankte und aus seinem Gewehr löste sich plötzlich ein Schuss. Der Jäger fiel leblos zu Boden. Teodor wusste nicht, wie ihm geschah und lief verwirrt nach Hause.

Erst später fiel ihm ein, dass er sein Werkzeug an der Unglücksstelle zurückgelassen hatte. In der Früh kehrte er zurück um seine Sachen zu holen, die neben dem Körper des Jägers lagen. Diesem fehlte aber der Kopf.

Von da an streift der kopflose Jäger durch diese Gegend. Als Strafe für seine Grausamkeit und Unmenschlichkeit findet er auch nach dem Tode keine Ruh. Von diesem Fluch wird er erst erlöst, wenn er seine Sünden abgebüßt hat. Er wurde schon lange nicht mehr gesehen, vielleicht hat seine Seele ja endlich Frieden gefunden.

*Quelle: Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 29.*

## Der Drache am Heiligen Berg

Vor langer Zeit stand einst eine Burg am Heiligen Berg bei Nikolsburg. Es lebte dort der geheimnisvolle Graf Konrad mit seiner Tochter Dorothe. Eines Tages kam der alte polnische Graf Oleg in die Burg. Sobald dieser Dorothe erblickte, hielt er bei ihrem Vater um ihre Hand an. Sie wurden sich schnell einig und Konrad freute sich auf das Vermögen, das er vom reichen Grafen erhalten sollte.

Dorothe konnte es kaum glauben, dass ihr Vater sie verheiratet hatte. Sie weinte und bat ihn, sie nicht zur Heirat zu zwingen, aber alles war vergeblich. Als der polnische Graf das Schloss verließ, sagte er: „In drei Jahren komme ich um dich zu holen, Dorothe, und dann nehme ich dich zur Frau, auch gegen deinen Willen. Dein Vater hat mir sein Wort gegeben und er darf es nicht brechen, sonst ergeht es euch schlecht.“

Jedoch kehrte der Graf auch nach sieben Jahren nicht zurück. Dorothe war erfreut, und glaubte fest daran, dass es nicht mehr zur Heirat kommen würde. Ihr Vater aber, konnte sich mit dieser Tatsache nicht abfinden und so sandte er Boten in die umliegenden Länder aus und ließ nach ihm suchen. Niemand fand ihn, er war wie vom Erdboden verschluckt.

In einer finsternen Nacht verbündete sich Graf Konrad mit überirdischen Kräften und verfluchte in seinem Zorn seine Tochter mit dem mächtigsten Zauberspruch: „Du sollst so lange ein Drache bleiben, bis ein tapferer Jüngling dir deine Krone vom Kopf nimmt. Es muss ein Junge aus einer guten Familie in Nikolsburg sein, in einer Wiege aus Eichenholz gewiegt, welches auf dem Heiligen Berg gewachsen war.“

Die arme, zum Drachen verfluchte Dorothe hörte man nur von Zeit zu Zeit, aber sie fügte den Menschen kein Leid zu. Manchmal, wenn sie sich bewegte, ertönte ein Rasseln und Stöhnen über das Land.

Viele Jünglinge haben bereits vergebens versucht die Prinzessin zu befreien, niemandem ist es jedoch gelungen dem Drachen die Krone abzunehmen. Sein Atem ist so feurig, dass er jeden verbrennt. Und es ist auch unmöglich, eine Wiege aus einer Eiche zu bauen, die auf dem Heiligen Berg wächst, denn auf dem steinigen Hügel gedeihen keine Bäume. Und so wartet Prinzessin Dorothe bis heute noch auf ihren Befreier.

*Quelle: Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 38 f.*

## Wassermänner in der Stadt

In Nikolsburg sitzen die Wassermänner an den Brunnenrändern. Sie haben sich in schwarze Katzen oder Hunde verwandelt, und lassen sich von der Sonne den Pelz wärmen. Sie bieten den Vorbeigehenden ihren Rücken zum Streicheln an, aber wehe dem, der das tut! Das Tier verwandelt sich unter seinen Händen in ein kleines grünes Männchen und zieht ihn in den Brunnen.

Als der stramme Jüngling Hans den Stadtplatz in Nikolsburg querte, sah er eine schwarze Katze am Brunnenrand sitzen, die sich dort in der Sonne wärmte. Sie umschmeichelte ihn auch gleich, schnurrte und zeigte ihm das glänzende Fell. Hans konnte nicht widerstehen und streichelte sie. Da wurde aus der Katze plötzlich ein Wassermann, der den Jungen gleich in den Brunnen zog. Dieser konnte sich gerade noch am Brunnenrand festhalten, berührte das Kreuz an seinem Hals und rief: „Lass los du grünes Luder, meine Seele kriegst nicht so leicht!“ Der Wassermann ließ den Jungen fauchend los und drohte ihm aus dem Wasser. Seitdem streichelte Hans keine unbekannteren Tiere mehr, damit er nicht wieder mit einem Wassermann um seine Seele kämpfen musste.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 52.

## Die Wandermönche

Zur Zeit des 30-jährigen Krieges wurde auch Nikolsburg von den erbitterten Angriffen der schwedischen Truppen nicht verschont. Die Schweden hofften die Stadt einfach zu erobern - da hatten sie sich aber geirrt. Sie hatten mit dem starken Widerstand der Verteidiger zu kämpfen.

Der schwedische Befehlshaber Torstenson verlor viele seiner Männer, die Belagerung dauerte bereits sehr lange, und deshalb überlegte er sich eine List. Er ließ zwei hohle Kerzen anfertigen und mit Schießpulver füllen. Nach dem Anzünden sollten diese explodieren und so unter den Verteidigern in Nikolsburg ein Chaos verursachen. Diese Verwirrung würden die schwedischen Soldaten ausnützen um in die Stadt einzufallen. Er sagte zu zwei Soldaten: „Verkleidet euch als Wandermönche und gebt die Kerzen in der Lauretaner Kapelle als Geschenk eines unbekannteren Grafen ab.“ Und so geschah es auch.

Die Soldaten versteckten ihre Pferde und Waffen in den Büschen unweit des Tores und betraten in ihren Mönchsgewändern die Stadt. Die Menschen in Nikolsburg nahmen das Geschenk an, aber etwas war ihnen an den Kerzen nicht geheuer. Sie waren viel zu schwer. Der Kaplan untersuchte sie, und stellte fest, dass sie voll mit Schießpulver waren. Die Schweden erkannten, dass ihre List durchschaut worden war und ergriffen die Flucht. Sie sprangen auf ihre Pferde und es gelang ihnen zu fliehen.

In der Eile verlor aber einer der schwedischen Soldaten seinen Helm und eines der Pferde ein Hufeisen. Zum Spott wurden diese Gegenstände am Stadttor aufgehängt. Sie erinnern daran, dass in Nikolsburg Menschen leben, die tapfer und gescheit sind, die rechtzeitig Fallen aufdecken und ihre Stadt schützen.

Bis heute erzählt man sich von Mönchen, die in den Kellergewölben der Stadt umherirren und auch auf der Stadtmauer und in Häusern erscheinen. Es sind die Seelen der verkleideten Schweden, die keine Ruhe finden, bis alle Kerzen in der ganzen Stadt niedergebrannt sind.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 60 f.

## Nikolsburg, Turoid (früh. Lurlberg) [Mikulov, Turoid]

### Die Hexe am Turoid

In einer Höhle am Turoid hauste die alte und böse Hexe Brulanda. Bis zum heutigen Tage erzählt man sich Legenden über ihre schrecklichen Taten.

In einer regnerischen Oktobernacht versteckten sich einst Weinbergwächter in der Höhle. Der älteste sagte: „Der Wind jault und heult wie diese Brulanda, die sich hier irgendwo versteckt.“ Sobald er das aber ausgesprochen hatte, ertönte ein schreckliches Getöse und eine Schar Fledermäuse flogen in die Höhle. Sie fielen über sie her und fuhren den Wächtern in Gesicht und Haare. Die Hexe kam gleich hinter ihnen hereingeflogen, drehte sich mehrmals und schnappte kreischend die Wächter am Kragen. Sie schüttelte sie, bis sie fast ihre Seele aushauchten und dann schleuderte sie die Wächter in den Schlamm vor der Höhle. Es dauerte lange, bis sie wieder zu Bewusstsein kamen. Dann liefen sie, so schnell sie nur konnten, zurück nach Hause und waren froh, dass Brulanda ihnen nicht Hände und Beine gebrochen hatte, so wie vielen anderen Unglücklichen.

*Quelle: Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 7.*

### Die gute Fee Dobruschka

Man erzählt sich, dass am Turoid nicht nur Hexen, Kobolde und Teufel leben, sondern auch die gute Fee Dobruschka, die Patronin der Natur und der Weinbauern. Sie beschützt die Weingärten, Weinkeller und den Wein, damit er köstlich schmeckt. Sie erscheint dort, wo die Menschen fröhlich sind und schön singen. Guten und fleißigen Weinbauern gönnt sie immer eine gute Ernte. Wenn sie aber Betrunkene und grobe Trunkenbolde sieht, macht sie eine finstere Miene, verschwindet und besucht diesen Weinkeller nie wieder.

Sie schützt auch Reisende vor Unglück, sie lächelt sie an, gibt ihnen Ratschläge, dann verschränkt sie ihre Hände und löst sich wie ein Wölkchen auf. Einmal rettete sie Kinder, die am Turoid spielen wollten. „Buben, geht nach Hause, heute werden hier böse Kräfte wüten - Hexen und Teufel. Wer ihnen in die Quere kommt, der verliert sein Leben.“ Zum Glück gehorchten die Buben, und als sie es am nächsten Tag wagten zu der Höhle hinzuschauen, wo sie spielen wollten, war sie von riesigen Steinen verschüttet. Sie konnten es gar nicht glauben, was für ein Glück sie gehabt hatten.

Dobruschka kann man auch heute noch sehen. Ist man ein guter Mensch und liebt man die Natur, dann erscheint sie einem sicherlich zwischen den Weintrauben, in den Baumkronen oder in den aufblühenden Blumen, über den Gipfeln der Pollauer Berge oder in den Sonnenstrahlen. Man muss nur richtig hinschauen ...

*Quelle: Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 55 f.*

## Pardorf [Bavory]

### Die schwarze Hand

Der schwarze Hund wacht auch über die Schätze der Pollauer Berge. Eines Tages, als das Tantchen Císařovská bei Pardorf Gras schnitt, hatte sie plötzlich das Gefühl, den Kopf heben zu müssen. Da sah sie einen riesigen Haufen goldener Münzen, die über die ganze Wiese strahlten. Sie stürzte sich auf sie, breitete ihr Tuch aus und begann den Reichtum einzusammeln. Plötzlich bemerkte sie einen riesigen Hund, der schrecklich knurrte. Einmal noch wollte sie nach den Goldstücken greifen, aber die Bestie fletschte die Zähne und biss sie in die Hand.

In Pardorf ertönten die Glocken, der Schatz verschwand und es blieb nur das übrig, was auf dem Tuch lag. Da wartete das Tantchen nicht länger, sie packte das Geld und lief nach Hause. Sie war froh, dass sie das Treffen mit der teuflischen Bestie überlebt hatte. Mit den Goldmünzen kaufte sie sich ein Häuschen, aber die Hand, in die sie der Hund gebissen hatte, blieb für immer schwarz und verkümmert.

So ist das eben auf der Welt, Glück und Pech gehen Hand in Hand.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 35.

## Pollau, Pollauer Berge [Pavlov, Palava]

### Die goldene Farnblüte

In Pollau lebten zwei Brüder, die armen Waisen Jura und Matthäus. Sie dienten in Pollau bei einem Bauern, und obwohl sie sehr fleißig waren, hatten sie wenig Geld. Sie hatten die Idee, die goldene Farnblüte zu finden, welche in den Pollauer Bergen wächst. Bei der Kräuterhexe holten sie sich Rat. Die alte Janásová warnte sie aber: „Die goldene Blüte könnt ihr in der Johannismacht finden, aber da erwachen auch böse Geister, Dämonen und Hexen. Habt ihr aber genug Mut und Glauben, malt mit einer geweihten Kreide einen Kreis auf den Boden, kniet euch hinein und betet bis zum Morgengrauen. Ihr dürft ihn unter keinen Umständen verlassen. Außerdem braucht ihr noch ein weißes Sidentuch, das von einem ehrbaren Mädchen bestickt wurde.“

Erwartungsvoll und ungeduldig machten sie sich auf den Weg, über den Hügel nach Maidenburg, bis sie endlich die Wiese fanden, wo der wundersame Farn wuchs. Dort breiteten sie ihr weißes Tuch aus, malten auf den Boden den Kreis mit der geweihten Kreide, knieten nieder und begannen zu beten. Dann begann die Stunde der Geister, die Herrschaft der bösen Mächte. Um Mitternacht zog aus heiterem Himmel ein Gewitter auf, die Erde dröhnte und von überall her kamen Teufel und abstoßende Kreaturen. Sie krümmten sich in einem grauenhaften Tanz. Da bemerkten sie die entsetzten Jungen und versuchten sie mit allen möglichen Mitteln aus dem Kreis zu ziehen. Die Brüder hielten sich aber an den Händen fest und beteten still weiter.

Plötzlich schleppten die Dämonen den Pfarrer und den Mesner her, bauten innerhalb kurzer Zeit einen Galgen auf und begannen die zwei zu hängen. Das Gewitter wurde immer stärker, sogar die Bäume stürzten mitsamt ihren Wurzeln um. Matthäus wurde von so einer Angst gepackt, dass er dieser schrecklichen Vorstellung nicht mehr länger zusehen konnte. Er sprang aus dem Kreis und lief so schnell davon, wie er nur konnte. Der Pfarrer und der Mesner verwandelten sich in dem Augenblick in Teufel und verfolgten den Jungen. Schnell hatten sie ihn gefangen und in die Schluchten geschleppt und nie wieder ward er von einem Menschen gesehen.

Jura aber betete weiter, er sah und hörte nichts von dem, was um ihn herum geschah. In den Morgenstunden begann die goldene Blüte des Farns aufzublühen. Als in Pollau der Hahn krächte, machte er das Kreuzzeichen, bückte sich zu dem Tuch und entdeckte einen Haufen von reinem Gold. Jura kaufte sich darum ein bescheidenes Haus, heiratete die fleißige Janka und widmete den Großteil seines Reichtums der Kirche. Wer Hilfe brauchte, dem half er, jeden Bettler beschenkte er und so brachte die goldene Farnblüte vielen Menschen Glück.

Und ihr? Macht ihr euch auf, die goldene Farnblüte zu suchen?

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 18 f.

## Pollau, Maidenburg [Pavlov, Děvičky hrady]

### Der Maidenburgkeller

Auch vom Keller in der Maidenburg erzählt die Sage, daß sich sein Tor alljährlich am Ostermontage, beim ersten Wandlungsläuten im nahen Dorfe Pollau öffne und jedem eben Hinzukommenden seine in Scheffeln aufgehäuften Schätze darbiere. Nur müsse man trachten, mit dem Läuten, das den Schluß der heiligen Handlung anzeigt, wieder im Freien zu sein, da sich dann das Tor des Kellers sofort schließe und man Gefahr läuft, ein volles Jahr dort im finstern Kellergewölbe als Gefangener zu bleiben.

Nach Mitteilung meiner Mutter Josefina Oberleitner.

*Quelle:* Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 64.

### Der Maidenburgkeller (2)

Unter der Burg war ein Schatz verborgen der von einem schwarzen Hund bewacht wurde. Eines Tages entdeckte eine Bürgerin von Pollau diesen Schatz beim Sicheln auf den Hängen des Maidbergs. Als sie das Gold auf eine Plache legte, erschien der schwarze Hund und biss sie in die Hand worauf die gebissene Hand sofort schwarz wurde. Der Schatz und der Hund verschwanden als die Kirche in Pollau 12 Uhr schlug. Ein Stückchen Gold, welches schon eingepackt worden war, blieb der Frau. Ihre Hand blieb jedoch für immer gelähmt.

*Quelle:* unbekannt.

*Es gibt viele Sagen über die Maidenburg. Die meisten erzählen von den drei Steinen die heutzutage nur von Unter-Wisternitz sichtbar sind.*

### Die Versteinerten.

*Dieser Sage nach wurden drei ungehorsame und faule Töchter von ihrer Mutter, der Burgherrin, zu Stein verwandelt. An stillen Nächten kann man ein leises Jammerschrei von den Felsen hören.*

Gar ein strenges Regiment führte die Schloßfrau von Maidenburg, hielt das Gesinde knapp im Zaume, und sah es, selbst bei ihren Töchtern, nicht mit günstigen Augen an, wenn sie die Hände läßig im Schooße ruhen hatten. „Zwar seid Ihr,“ sprach sie oft zu ihnen, „zwar seid Ihr edlen Stammes und bedürft des Erwerbes nicht, um von der Hand in den Mund zu leben; doch Thätigkeit läßt jedem Stande und jedem Alter fein, auch mag leicht einmal das Blättlein sich also wenden, daß unser, von Feinden umstelltes Haus verarmte, oder ausginge, und dann wird Euch die Gewohnheit zur Arbeit baß gedeihen, wie auch wohl Eurer ehelig Gemahl dereinst die Mutter segnen dürfte, so Euch zu wirthlichen Hausfrauen erzog, anstatt Euch an Prunk und Geschmeide und eitel Firlefanz zu gewöhnen.“

Den drei Fräulein behagte solche Rede nicht absonderlich; weil sie aber die Strenge des Mütterleins kannten und des heiligen Gebotes: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du lange lebest und es Dir wohlergehe auf Erden,“ immerdar eingedenk waren, fügten sie sich in Allem willig, und walteten so emsiglich in Küche und Keller, mit der Spindel und am Webstuhl, daß es eine Lust war, zu sehen, wie handlich sie zu jeglichem Geschäfte thaten, und wie die Schreine sich füllten mit schneeigem Linnen, das sie bereitet, mit goldfadigem Flachs, den sie gesponnen, und mit anderem nützlichen Hausrathe, so ihr Fleiß erzielte; auch war weit und breit im Lande groß Aufhebens von den sittigen, guterzogenen Fräulein auf der Maidenburg.

Da geschah es einmal, weil denn der Erbfeind stets ein arg Gelüsten verspürt, Unkraut unter den Weizen zu streuen, daß ein Fräulein, daß ein Fräulein von der nahen Veste Rosenstein zu Besuch bei den Maidenburgern war und vielfältig gewahrte, wie die drei Töchter des Schloßherrn in scharfer Zucht gehalten wurden und Mancherlei schaffen mußten, so daheim bei ihr ein Gewerbe der Mägde und Frohnweiber bleib. „Ei,“ raunte sie den Jungfräulein zu, als sie mit ihnen allein war, „ei, das nenn’ ich mir ein wunderseltsam Beginnen von Eurer Mutter, daß sie

Euch den Dirnen gleichhält, Dinge heischend; so besser den Töchtern Eurer Mannen und Troßknechte zugewiesen seyn sollten! – Wie könnt Ihr das auch nur dulden, Ihr lieben Freundinnen, und muß nicht der ganze Gau Eurer spotten, dieweil Ihr, wie niedrige Mägde, am Waschbecken schwitzet, in der Spinnstube hantiert und am Backtroge knetet, indeß Andere Euresgleichen am Hoflager und im Mummenschanz<sup>25</sup>, auf Jagen und Turnieren sich erlustigen?

Ihr seyd nicht klug, Ihr lieben Genossinnen! – Elternrecht ist keine Leibeigenschaft, und Jugend will ihre Freude haben, nicht hinter dem Pferch eines Slavenzwingers versauern!“

Wie nichtig nun auch dergleichen Reden waren und wie leicht auch die jungen Herrinnen auf Maidenburg erkannten, daß kein Heil von solcher Lehre zu gewarten sei; so ließ selbe dennoch ein Tröpflein gar schlimmen Wermuthes in ihren Seelen zurück, darob ihnen, von Stunde an. Ihr thatenfreudiges Leben schier unerträglich und die Strenge der Mutter nicht anders denn als grausamliche Tirannei bedünken wollte, Griesgrämig fügten sie sich seitdem Allem, was die mütterliche Herrin von ihnen erheischte, finsterblickend begaben sie sich an ihr Tagewerk, und wenn sie sich desselben mit widerwilligem Thun entledigt, saßen sie wohl im schweigsamen Kämmerlein selbender, die Köpfe zusammensteckend, über Entwürfen sinnend, wie sie ihr Schicksal wenden und der rauhen Zwingherrschaft ledig gehen möchten.

Fräulein Adelgunde, die Älteste der Mägdlein, meinte, schier sei es am gerathensten, der Heimkehr des Vaters zu warten, welcher von der Reise in das gelobte Land ehestens zurückkehren müsse; dagegen war Udalrika, die Zweitgeborne, des Erachtens, von solcher Vermittelung sei wenig zu hoffen, inmaßen Väterchens Denkweise völlig geartet scheine, wie jene der Mutter; doch werde binnen Kurzem Bruder Engelhart aus dem Heereszuge gegen die Wenden heimkommen, ihm, als dem künftigen Stammhalter, dürfte die seinen Schwestern angethane Unbill leicht schwerer zu Herzen gehen, denn dem Vater, von seiner Bruderliebe aber werde Alles zu gewärtigen seyn.

Fräulein Romhilde, die Jüngste, wollte von keinem Aufschube wissen. „Fügen wir uns,“ bemerkte sie, „länger noch der mütterlichen Zwingherrschaft, so möchte es wohl also kommen, daß wir der argen Bedrängniß erlügen, ehedenn Vater oder Bruder als Retter erscheinen. Darum, so wäre mein Rath, daß wir, morgenden Tages noch, Frau Agnesen vermeldeten, wie wir nicht länger gewillt seien, unsere Nacken ihrer Zuchtruthe zu beugen und somit erheischten, daß uns eine, freisamen Ritterstöchtern billige Behandlung zu Theil werde. Gebt Acht, Ihr lieben Schwestern, die harte Mutter wird von Stunde an ein ander Liedlein pfeifen, so sie gewahrt, daß wir ihr ernstlich Widerpart halten; und schlägt sich nachmals gar der Vater oder Engelhart unserem Vortheile zu, so wird sich der Sieg um so leichter auf unsere Seite wenden!“

Mancherlei Gegenreden; zwar ließen sich wider sothanes Wagniß vernehmen; doch das mutige Fräulein wußte sie alle mit kecken Worten niederzuhalten, und als die drei Mägdlein endlich den weichen Pfühl bestiegen, waren sie völlig darüber eins, daß, vom nächsten Morgen an, eine bessere Weise im Hause zu vernehmen seyn sollte.

Es war aber der nächstfolgende Tag eben derjenige, wo das Gewerbe der weiblichen Burginassen mit doppelter Last auf sie drückte; es war nämlich Mittwoch, wo gewöhnlich sämtliches Linnenzeug des Schlosses gesäubert wurde; der Washtag aber pflegte die Burgherrin immer finsterer als gewöhnlich, immer geneigter zu unliebsamer Herbheit, zu finden.

Heute war dieß ganz besonders der Fall: eine schwere Wolke furchte die Stirne der Mutter, als die Fräulein, auf den Ruf der Schnurre<sup>26</sup> erwachend, heraustraten, festiglich gemeint, aus dem ersten Anlasse Gelegenheit zum Ausbruche ihres Widerstandes zu nehmen. Also ungeberdig aber blickte die Burgfrau und also bedrohlich umdräute ihre Brauen der Sturm, daß den Töchtern der Muth sank und sie sich gar willig erfinden ließen, das Geheiß zu vollziehen, so die Mutter ihnen zuherrschte. Bescheidenlich trugen sie das mächtige Becken auf den Felsplan zunächst des Burgthores und fegten die Laken und Tüchlein mit einer Emsigkeit wie nimmer.

---

<sup>25</sup> Maskerade, Maskenspiel.

<sup>26</sup> verächtlich für altes Weib.

„So behagt Ihr mir, Ihr lieben Kinder!“ rief die Herrin den Mägdelein zu, nachdem sie ein erklecklich Stück der Arbeit hinter sich gebracht, „so schaue ich Euch mit Wohlgefallen und die weil Ihr heut mit sonderbarlicher Liebe wirket und schaltet, so will ich Euch einen gar stattlichen Brotkuchen bereiten lassen, der Euch weidlich munden soll; – denn der Arbeiter ist seines Lohnes werth und erworben Brot gesegnet Gott!“

Da winkten sich die drei edlen Wäscherinnen freundlich zu und freuten sich baß, daß sie nicht gethan, wie ihre Absicht gewesen und Romhilde lächelte mild, denn es war ihnen wohl bekannt, wie trefflich das Mütterlein mit dem Brotbacken umzuspringen wisse, und welch köstlicher Imbiß ein solcher Kuchen sei. Und sie fuhren fort in ihrem Thun mit reger Obachtsamkeit, flink und wohlgemuth, schäkerten und waren guter Dinge, nur bat Fräulein Romhilde ihre Schwesterlein gar beweglich, reinen Mund zu halten ob des bösen Vermessens, deß sie sich erdreistet hatte und dessen Schuld ja ohnehin lediglich auf den unbedachten Einflisterungen der Rosensteinerin haften.

Unter den rührigen Händen schwand zusehends die Wucht der Arbeit; schier die Flocken des winterlichen Schnee's beschämend, trieb das Linnenzeug in der reinigenden Flut und als das Glöcklein der Burgkapelle die Spätmesse verkündigte, trockneten sich die drei Mägdelein jubelnd die Hände und rasteten auf der schwellenden Moosbank von der überstandenen Mühsal, nachdem sie zuvor der Gürtelmagd<sup>27</sup> bedeutet, wie sie allbereits ihrer Aufgabe ledig und des Frühmals gewärtig seien. Alsbald dampfte ihnen auch der süße Brei entgegen, den die Küche ihnen alltäglich bescherte, dem sie jedoch nur kärglich zusprachen, des leckeren Imbisses harrend, so ihnen verheißen worden war. Verächtlich wiesen sie bald das Gericht von dannen und verlangten laut nach dem Brotkuchen.

Wundernd blickte das Frohnweib, so das Mus gebracht, den Jungfrauen in's Gesicht und wollte von keinem Kuchen etwas wissen; weil aber Jene stürmisch auf dem Versprochenen bestanden, immer ungestümer den Kuchen heischend, begab die Magd sich endlich in das Schloß, um der Herrin die Forderung zu vermelden. Zuversichtlich verhofften nun die Fräulein, alsbald das Lieblingsgebäck erscheinen zu sehen, hellauflachend ob der blödsinnigen Dirne, welche der Bereitung des Kuchens nicht einmal ansichtig geworden war. Tausend Schnurren<sup>28</sup> trieben sie von wegen solcher Stumpfheit und Fräulein Romhilde machte eben die Geberden der Staunenden gar ergetzlich nach, als die Mutter auf den Söller der Veste heraustrat und nach den Horchenden herniederrief:

„Seid bedankt, Ihr wackeren Wäscherinnen, daß Ihr so rühmlich Eures Amtes gepflogen! – Für heute war der Zeit zu wenig, um den verheißenen Kuchen gar zu machen; doch sollt Ihr ihn morgen oder sonst einen Tag treulich bekommen! Bis dahin bescheidet Euch in Geduld!“

Dieß vernehmend, erglühten die Jungfrauen in häßlichem Zorne; alle Erniedrigung, aller Mägdedienst, alle Unbill, so sie von dem harten Mütterlein erduldet zu haben vermeinten, stellte sich ihrem Gedächtnisse nun zwiefach bitter dar, und es bedünkte sie ein schmähhlicher Trug und ruchlose Willkür, des sauer erworbenen Lohnes ihrer heutigen Anstrengung verlustig zu gehen. Schluchzend kreischten sie ob der unerwarteten Kunde auf und Romhilde schrie in überwallendem Grimme: „Pfui über Dich, Du Rabenmutter! Des Himmels strafende Geißel vergelte Dir Dein lügenhaft, grausames und entmenschetes Thun!“

Starr vor Entsetzen stand die Herrin der Burg, solchen Vermessens von ihren Kindern sich nimmer versehend; als aber auch die beiden anderen Fräulein, das Antlitz nach ihr wendend, in den grausamen Ruf einstimmten: „Pfui über Dich, Du Rabenmutter!“ da überwältigte sie Entrüstung und mit dem Donner des Fluches zeterte sie zu den entarteten Töchtern herab: „Wehe, wehe Euch, Ihr unnatürlichen Kinder! dreifaches Wehe über Euch! Erlahmen müsse die Zunge, so gegen der Mutter heiligen Namen gefrevelt; versteinern möge der Leib, so dieser gottverlassenen Zunge zur Herberge dient, und dastehen sollet Ihr für alle Jahrtausende als stummes und doch beredtestes Warnungsmal von der Züchtigung des Himmels!“

---

<sup>27</sup> Kammerjungfer.

<sup>28</sup> Scherze, Possen.

Und kaum war das Wort den Lippen entflohen, als ein dumpfer Schlag Burg und Fels und Wald erschütterte. Der Tag verfinsterte sich, heulend wimmerte die Windsbraut über die Anger, Blitze leuchteten und als es endlich wieder heller wurde, gewahrte man die drei Fräulein, in Steinklumpen verwandelt, vor dem ebenfalls versteinerten Waschtroge stehend, in derselben Stellung, wie sie gereiht gewesen: zuerst Adelgunde, Udalrika und zuletzt Romhilde, an der verschiedenen Größe leichtlich erkennbar.

Seitdem wich der Segen vom Schlosse Maidenburg; der Stamm erlag den Rosensteinern, ging aus, die Veste zerbröckelte in Schutt und selbst ihr Name ist fast spurlos verschwunden. Jahrhunderte sind über den Trümmern hingezogen, nur selten noch wallen einzelne Pilger zu ihnen aus dem benachbarten Dorfe Polau oder von Klentnitz oder aus anderen Ortschaften der Gegend, und mit Schauer gehen sie vorüber an den versteinerten Fräulein, welche der Führer ihnen noch heut zu Tage weiset und in denen das unkindliche Vergehen gegen die Mutter so herb zur Rechenschaft gezogen wurde.

*Quelle:* Emanuel Straube, „Vaterländische Sagen, Legenden und Märchen“, Wien, 1837. S. 11 ff.

## Der Mutter Fluch, oder Die Töchter der Maidenburg. (2)

*Eine beinah identische Sage erschien 1839 im zweiten Band „Romantische Erzählungen und Sagen“ von Johann Müller.*

*Unterschiede gibt es beim Namen der Schlosherrin, statt Agnesen heißt sie „Idislawa“, die zweitgeborene Tochter statt Udalrika „Udalricke“ und der Sohn – statt Engelhart – „Engelbert“.*

*Neben den unterschiedlichen Namen endet bei Johann Müller die Fassung folgendermaßen ...*

... Die unglückliche Mutter sank betäubt zu Boden, eine furchtbare Krankheit hatte sich ihrer bemächtigt, und als sie vom Krankenlager aufstand, blieb sie traurig ihr ganze Leben hindurch, kein Lächeln erheiterte ihr Antlitz, keine Freude vermochte ihre tief betrübte Seele zu beleben, sie blieb stets traurig und einsilbig, eine abzehrende Krankheit endete endlich ihr freudloses Leben. Oft schlich sie zu den Steingestalten, umschlang sie und benetzte die so schwer und schauerlich Bestraften mit den heißesten Thränen mütterlichen Mitleids.

Der Segen Gottes wich von der Maidenburg, die Rosensteiner, welche heimliche Feinde dieses Stammes waren, begannen mit den Maidenburgern eine blutige Fehde, die Burg wurde im Sturme erobert, und von den Siegern zerstört; ihre Mauern fielen in Trümmer, ihr Andenken schwand fast spurlos. Jahrhunderte sind über die Ruinen der Maidenburg hinweggezogen, nur selten wallet hie und da ein einzelner Wanderer zu ihnen, der Weg führt aus den benachbarten Dörfern Polau und Klentnitz, und mit innern Grauen gehen alle vorüber, denn bis heutigen Tages sieht man noch den versteinerten Waschtrog und die ebenfalls in Stein verwandelten Maidenburger Fräuleins, denen ihr unkindliches, ruchloses Benehmen gegen die Mutter zwar eine so entsetzliche, aber gerechte Strafen zugezogen hatte.

Das Rosensteiner Fräulein, welches die Herzen der Maidenburger Töchter gegen die freilich etwas strenge Mutter zuerst erbittert hatte, war eine heimliche Feindin der Burgfrau und lachte, als sie die Nachricht dieser Umwandlung vernahm; doch trug ihr unedles Beginnen nicht den geringsten Nutzen, ihre böse Rache, nur ihr selbst Verderben und den Tod. Gewissensbisse quälten die falsche Schlange Tag und Nacht, und in einem Anfall von Raserei stürzte sie sich von dem Felsen, auf dem die Burg Rosenstein steht, in den tiefen Abgrund herab, und zerschmettert zog man mit Seilen den Körper des unglücklichen Fräuleins aus der Felsenkluft herauf.

Auch Burg Rosenstein fiel bald darauf in Trümmer, die Bewohner zerstreuten sich in fremde Länder, und ein neues Geschlecht nahm auf dem Berge, dessen Stirne Rosenstein zierte – ihren Wohnsitz. Die Sage aber spricht: daß zu Zeiten, besonders in den stillen Stunden der heimlichen Nacht sollen Seufzer und Wimmern den Steinen vor der Maidenburg entfliehen. Auch eine weiße, blasse Gestalt im Mondschimmer dieselben umfassen, als wolle sie Verzeihung ihrer Härte wegen, von den Steingestalten erleben.

So hat sich um Polau und Klentnitz die Sage von Maidenburg und dessen Burgtöchtern, von der strengen Schloßfrau und deren Fluche, im Munde der Dorfbewohner erhalten.

In Trümmern, Nacht und Grauen,  
Ist Maidenburg zu schauen.  
Dort, wo der Fluch gescheh'n,  
Kann man die Felsen seh'n,  
Jahrtausende schon alt,  
In dreifacher Gestalt –  
Erfasst vom Todesarm,  
Jetzt Stein, einst lebenswarm.

Quelle: Johann Müller, „Romantische Erzählungen und Sagen“, Znaim, 1839. S. 13 ff.

### Adelgunde, Udalrike und Romhilde von Maidenburg. (3)

*Bei der dritten ist als Quelle die (erste) Version von Emanuel Straube<sup>29</sup> angegeben. Inhalt und Ende sind daher im Wesentlichen völlig ident der Fassung aus dem Jahre 1837. Unterschiede gibt es auch hier bei den Namen: Die Schlossherrin heißt statt Agnesen „Irmgard“ und die zweitgeborene Tochter statt Udalrika „Udalrike“.*

*Als Abschlussbemerkung finden wir in Klammern ...*

(Die Sage will wissen, daß die Maidenburg von diesen drei Jungfrauen ihren Namen erhalten habe.)

Quelle: Emanuel Straube (1837). / Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 75 ff.

### Die ungehorsamen drei Töchter auf der Maidenburg und die üble Freundin. (4)

*Der Inhalt dieser vierten Version ist ebenfalls ident mit E. Straubes „Urversion“. Das Ende der Sage stammt aus Johann Müllers Fassung aus dem Jahre 1839.*

Quelle: Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 78.

### Die Mongolenfürstin.

Vor langen, langen Jahren bereiste die Tochter der Mongolenkaisers Batu mit zwei Dienerinnen und Gefolge Europa, um die Sitten und Gewohnheiten dieser christlichen Länder und ihrer Ritterschaft kennen zu lernen, die man ihr als gar löblich schilderte. – Auf ihrer Reise kamen sie, überall wohl empfangen, auch auf die Maidenburg in Südmährens sonnige, fröhliche Fluren. Der finstere, hartherzige Burgherr empfing sie ebenfalls mit großen Ehren. Die vielen Kostbarkeiten aber, welche die Prinzessin an Perlen, erweckten seine sündhafte Habgier und er beschloß, der Heidin die Schätze zu rauben. – Eine stürmische Nacht schien ihm zur Ausführung seines verbrecherischen Vorhabens wie geschaffen. Mit Hilfe der Knechte überfiel er die Prinzessin und ihre beiden Dienerinnen im Schläfe, ermordete sie und war ihre Körper zum Fenster der hohen Burg hinab. Ein gleiches Schicksal widerfuhr dem Hündchen der Prinzessin. Ein trauriges Schauspiel, ewiger Nacht und Vergessenheit würdig, dem Anblick des nächsten Morgens aufbewahrt. Am Berghange aber richteten sich die erstarrten Leiber in finsterner Nacht drohend gegen die Fenster des Burgherrn empor, der sie am Morgen mit blassem Entsetzen gewahrte. Und in drei hohe Steinklippen und einen Steinklotz verwandelt, stehen sie noch heute da als dauerndes Warnungsmal des gebrochenen Gastrechtes. – Des Burgherrn Geist war seit jener Freveltat von Wahnsinn umnachtet.

Dem schmachvollen Verrate entrannen nur zwei mongolische Diener, die unter Ängsten und Gefahren nach Asien flohen und ihrem Kaiser die Kunde von dem schrecklichen Ende seiner Tochter überbrachten. In überwältigendem Schmerze schwur der Mongolen-Khan furchtbare Rache an dem Lande zu nehmen, in dem sein Kind so jämmerlich ermordet worden war.

<sup>29</sup> Straube war 1801 in Nikolsburg geboren; gestorben ist er 1872 in Salzburg. Er diente als Ministerialbeamter in Wien. Straube war ein sorgfältig arbeitender Erzähler und guter Schilderer (Novellen, verm. Schriften).

Quelle: Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 75.

Tausende und Tausende sollten mit ihrem Leben und Gut dafür büßen und jeder Halm sollte von den Hufen der Mongolenrosse zertreten werden. Mit gewaltiger Heeresmacht kam Batu bald ins Mährerland gezogen und seine Horden verwüsteten und verheerten es erbärmlich mit Feuer und Schwert.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Mongolen-Einbruch im Jahre 1241. <sup>30</sup>

*Quelle:* Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 65 ff.

## Die Tatarenprinzessin Jasmin. (2)

Der berühmte Tatar Khan Batu hatte eine wunderschöne und kluge Tochter namens Jasmin, die gerne reiste und fremde Länder und Sitten erkundete. Als sie eines Tages mit ihrem Gefolge durch die fruchtbare Gegend unter den Pollauer Bergen reiste, entdeckte sie auf einem Hügel ein zauberhaftes Schloss und entschloss sich dort zu übernachten.

Der Burgherr Udalrich empfing sie mit offenen Armen, bot ihnen die schönsten Gemächer an und bereitete ein Festmahl für sie zu. Obwohl er von der Prinzessin Jasmin großzügig beschenkt wurde, trachtete er nach den Schätzen, die auf den Wagen geblieben waren. Er befahl seinen Dienern: „Zuerst machen wir das Gefolge betrunken, dann fesseln wir sie und sperren sie im Keller ein. Wir kümmern uns dann später um sie. Wir überfallen die Prinzessin und ihre beiden Dienerinnen in ihren Gemächern, nehmen ihren Schmuck und töten sie. Niemand darf am Leben bleiben!“ Wie er befahl, so geschah es auch. In jener düsteren Nacht sahen die Bauern aus Pollau, wie aus den Fenstern der Burg drei leblose Körper fielen, auch der Hund, der die Prinzessin begleitet hatte, wurde tot aus dem Fenster geworfen.

In den Morgenstunden erfreute sich Udalrich an seinen neuen Reichtümern, als er jedoch aus dem Fenster blickte, fiel er totenbleich zu Boden. Unter der Burg erblickte er nämlich drei versteinerte Körper, zu deren Füßen ein Hund aus Kalkstein saß. Von da an irrte er wie ein Geist umher, die Burg verfiel langsam und die Diener, die sich an dem Mord beteiligt hatten, liefen davon und ließen die Schätze der schönen Prinzessin liegen. Udalrich verlor seinen Verstand und starb nach kurzer Zeit.

Wenn ihr einmal an den Steinen vorbeigeht, die an Jasmin, ihre Gefährtinnen und ihren Hund erinnern, dann verbeugt euch vor ihnen und seht still in Richtung Osten. So werden die Seelen der tatarischen Mädchen in ihr Land zurückkehren können.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 32 f.

## Zwei Weiße Burgherrinnen.

Für Frauen war diese Burg wahrscheinlich schicksalhaft, weil es hier nicht nur eine, sondern zwei Weiße Burgherrinnen gibt. Man sagt, dass diese zwei weiß gekleideten Damen seit dem Dreißigjährigen Krieg die Burg bewachen. Nach dieser Sage sind es die Töchter des Burgherrn, die im Jahre 1645 bei der Belagerung der Burg von General Torstensson in einen Geheimgang mit Steinen eingeschlossen wurden.

*Quelle:* unbekannt.

---

<sup>30</sup> Fußnote 81 aus: „Die Markgrafschaft Mähren“, II. Band Brüner Kreis, II. Abtheilung, Gregor Wolny, 1837, S. 209: „Das Gedicht „Jaroslav“ in der Königshofer Handschrift gibt als Ursache des Mongolenzuges gegen den Westen (1241) wirklich die Ermordung einer tatarischen Prinzessin, ihrer Schätze wegen an, nur wird der Ort nicht bezeichnet, wo diese Unthat verübt wurde.“

## Trabaccio und die Zauberschwestern vom Maidberg.

In dieser Sage stellen die drei Steine drei Töchter von Fürst Arnulf dar. Er verlobte seine älteste Tochter mit Teufel Trabaccio. Sie wollte aber eher sterben als Trabaccio zu heiraten. Also verwandelte sie sich und ihre Schwester zu Stein. Man sagt, der Fürst lebte danach wie ein Einsiedler in einer Hütte bei den Felsenriffen bis ans sein Lebensende.

*Quelle:* unbekannt. / Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 79 ff.

## Kunka

Nahe bei Maidenburg stand einst ein mächtiges Grafenschloss. Als die Schweden, die Dörfer und Städte plünderten, zu den Pollauer Bergen kamen, belagerten sie auch dieses Schloss und versuchten lange es einzunehmen. Die Verteidiger gaben erst auf, als ihre Vorräte zu Ende gingen. Der Oberst des schwedischen Heeres erfuhr, dass im Schloss ein wertvoller Schatz eingemauert war. Er forderte den Schlossherren auf, ihm den Schatz herauszugeben. Er versicherte ihm, dass niemandem etwas geschehen und er mit ihm teilen würde. Der Graf aber sagte: „Meine Ehre erlaubt es mir nicht, meine Freunde, die hier ihre letzten Ersparnisse versteckt haben, zu meinem persönlichen Vorteil zu verraten. Und ihr, meine liebe Tochter Kunka und mein Sohn Sáva, ihr sollt lieber sterben als den Schatz preiszugeben!“ Danach wurde der Graf in den Kerker gesperrt.

Der schwedische Oberst ließ Kunka bringen. Er drohte ihr mit dem Tod ihres Vaters und ihres Bruders, aber Kunka verriet nichts. „Bringt uns lieber um, ihr Mörder, dass unser Leiden endlich ein Ende hat.“

Als der kleine Sáva ihre Worte hörte, begann er zu weinen: „Ich will aber nicht sterben, liebe Kunka, bitte sag ihnen, wo der Schatz versteckt ist.“

Die Todesangst ihres Bruders berührte das Mädchen, die Liebe zu ihrem Bruder war stärker als das Versprechen, das sie ihrem Vater gegeben hatte. Sie führte die Söldner in den Keller und zeigte ihnen das Versteck. Der Graf sah, wie die Feinde die Reichtümer in den Hof trugen und es war ihm klar, dass seine Tochter ihn verraten hatte. Er verfluchte Kunka, stieß sie in den Brunnen und warf ihr die Hälfte des Schatzes hinterher, den die Schweden wie vereinbart zurückgelassen hatten. Dann stürzte er sich von den Felsen hinunter. Die Erde öffnete sich und verschluckte das Schloss, die Diener und die Schweden.

Kunka lebt von da an in den dunklen Schluchten unter den Pollauer Bergen. Sie hat sich in eine goldene Henne verwandelt und lebt von goldenem Korn. Jedes halbe Jahr legt sie ein goldenes Ei. Finden kann es aber nur jemand, der den magischen Spruch kennt und so vom Gold besessen ist, dass er dafür mit seinem eigenen Leben bezahlen würde.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 42.

## Die Hockauerln

Die Hügel der Pollauer Berge sind voller weitverzweigter Gänge, Höhlen und Grotten, und in diesen Hohlräumen sind nicht nur Schätze versteckt, sondern auch unterirdische Quellen. Bewacht werden sie von Zwergen mit weißen Kapuzen. Früher erschienen sie in den Mäandern und Buchten der Thaya, wo sie in den Sümpfen mit ihren Lampen wie Irrlichter leuchteten und Vorbeigehende anlockten. Dann übersiedelten sie in die Pollauer Berge. Zur Thaya kehrten sie nur zurück um Wasser zu holen, wenn es lange nicht geregnet hatte und ihre Felsenteiche ausgetrocknet waren. Wenn man an den Kalksteinfelsen der Pollauer Berge horcht, dann kann man ein leises Geplätscher hören. Das ist, wenn die Zwerge das Wasser aufwirbeln und säubern. Man nennt sie Hockauerln. Den Menschen tun sie nichts, nur manchmal ärgern sie sie.

Eines Tages ging unser Urgroßvater Janský von Ober Wisternitz nach Nikolsburg. Am Rücken trug er einen Weidenkorb, wie man ihn früher eben trug. Auf einmal sprang ihm etwas auf den Rücken. Er drehte sich um, und siehe da - ein Zwerg.

„Geh runter du ...“ wollte er ausrufen, aber er konnte nicht zu Ende sprechen. Das kleine Männchen schlug ihm mit seinen kleinen Fäustchen auf den Kopf und zog an seinen Haaren. Der Uropa hatte keine Lust mehr sich umzudrehen und er murmelte nur: „Warte nur, in Nikolsburg, dort werde ich dich abschütteln und du bekommst eine ordentliche Tracht Prügel ...“ Der Zwerg Hockauerl lachte kreischend und schlug ihn nochmals. Uropa Janský eilte in die Stadt, als er sich jedoch dem Neuen Wirtshaus näherte, sprang der Zwerg hinunter, kreischte wie eine Katze und verschwand.

Heute wissen wir, dass es reicht, wenn man zum Zwerg nur „Hopp, runter!“ sagt.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 44.

## Dank des Weines

Einst stand auf den Pollauer Bergen eine mächtige Burg. Dort lebte der grausame Raubritter Chotěš. Mit seinem Gefolge brannte er Dörfer nieder, mordete und bestahl die Menschen. Aber auch er bekam seine gerechte Strafe. Eines Tages belagerten fremde Truppen seine Burg und setzten sie in Flammen. Sein Gefolge metzelten sie nieder und Chotěš schleiften sie aus der Burg. Da befahl der Anführer: „Bindet ihn an einen Baum, nur eine Hand soll frei bleiben. Damit er die wilden Vögel abwehren kann, wenn sie ihm die Augen auspicken wollen.“

Chotěš jaulte vor Hunger und Durst, weit hinaus ins Land wurde sein Jammern getragen. Vergebens bat er um Barmherzigkeit, niemand half ihm. Kurz vor seinem Tod blieb ein Bettler vor ihm stehen, ein Mensch, dem er einst alles genommen hatte. „Jetzt kann dich nichts mehr retten“, sprach dieser. „Aber wenn du deine Strafe zu Ende gelitten hast und unter den Menschen viel Liebe und Vergebung herrscht, dann vielleicht wird die menschliche Gnade auch dich erlösen.“ Chotěš wurde zu Stein, seine Hand war zum Himmel gestreckt und von Moos bewachsen. Kein Vogel, kein Schmetterling setzte sich darauf.

Viele Jahre später eilte der Waise Vratislav zu seinem Mädchen über die Pollauer Berge nach Pardorf. Er blieb bei einer seltsamen Steinsäule stehen, um zu rasten und als er sie so betrachtete, erblickte er eine bittende Hand. „Was möchtest du denn? Ich habe nichts, ich bin arm. Doch! Hier, da hast du! Wenn ich das nächste Mal vorbeikomme, gibst du’s mir zurück!“ Der junge Mann legte ein kleines Geldstück in die Hand, es war eine Erinnerung an seine Eltern. Er winkte fröhlich mit seinem Hut und ging weiter nach Pollau, ohne sich umzudrehen.

Die Steinsäule erstrahlte in der Sonne, die Hand erhob sich zum Himmel und auf einmal setzten sich bunte Schmetterlinge auf sie. Nach einigen Jahren kam Vratislav wieder dort vorbei, da hatte er schon seine Tochter Janiška bei sich. Von weitem schon sah er den Ort, an dem er damals stehen geblieben war. Aus der steinernen Hand wuchs ein Strauch mit breiten Blättern und darunter hingen goldene Trauben. Sobald er davon gekostet hatte, konnte er von diesem Wunder nicht genug bekommen. Die Menschen aus den umliegenden Dörfern schnitten sich Stecklinge von dem wundersamen Strauch ab und vermehrten sie auf den dortigen Hängen. Die Pflanze nannten sie Wein. Bis heute versöhnen sich Feinde beim Wein, Traurige werden fröhlich und man sagt, dass im Wein die Wahrheit liegt.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 63 f.

## Pulgram [Bulhary]

### Die Hexenschmiedin

In Pulgram lebte einst ein Schmied mit seiner Frau. Sie beschäftigten den Arbeiter Jan und den Gesellen Břetislav. Dieser wurde aber von Tag zu Tag dünner und müder. Jan konnte seinem Freund nicht mehr zusehen und so fragte er ihn: „Ich beobachte dich jetzt schon eine längere Zeit. Was ist der Grund für deinen erbärmlichen Zustand?“ Břetislav zögerte nicht lange und verriet ihm sein Geheimnis: „Ich weiß nicht, ob du mir glauben wirst, aber unsere Schmiedin ist eine Hexe. Jede Nacht kommt sie zu meinem Bett, zieht mir ein Halfter über und ich verwandle mich dann in ein Pferd. Die Schmiedin setzt sich dann auf mich und lässt sich von mir nach Maidenburg in den Pollauer Bergen tragen. Dort bindet sie mich an einen Baum und wütet dann mit ihren Gefährtinnen herum. Erst in der Früh kehren wir nachhause zurück, dann nimmt sie mir das Halfter ab und ich werde wieder zum Mensch.“

Jan überlegte nicht lange und fasste einen Entschluss: „Da müssen wir etwas machen. Heute werde ich in deinem Bett schlafen. Du wirst schon sehen, wie ich es der Hexe heimzahlen werde.“ In dieser Nacht kam die Hexe wieder in das Schlafzimmer. Sie legte dem Jungen das Halfter an und sie eilten nach Maidenburg. Dort verwandelte sich die Schmiedin in eine Hexe und schwang mit den Anderen das Tanzbein bis zum Morgengrauen. Inzwischen gelang es Jan aber sich mithilfe eines Astes von dem verhexten Halfter zu befreien. Als die Hexe zurückkam, warf er ihr das Halfter über den Hals und sie wurde zum Pferd. Er saß auf und ritt nach Pollau zu einem bekannten Schmied, um sie beschlagen zu lassen. Zuhause in Pulgram nahm er ihr das Halfter wieder ab und die Schmiedin lief heulend in die Stube.

Zwei Tage kam sie nicht aus dem Bett heraus und behauptete dem Schmied gegenüber, dass sie krank sei. Die Jünglinge verrieten ihm schlussendlich das Geheimnis des Halfters. Als sie dann die Bettdecke hoben, sahen sie die Hufeisen an ihren Händen und Füßen. Sie mussten die Hexe in ein Pferd verwandeln, um ihr die Hufeisen wieder abzunehmen. Danach verschwand die Hexe für immer. Wahrscheinlich nach Maidenburg.

*Quelle: Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 4.*

### Der verwunschene Jäger

In den Wäldern bei Pulgram geht nachts von 12-1 Uhr ein verwunschener Jäger umher. Für seine im Leben gegangenen Schlechtigkeiten ist er als ruheloser Geist zum Nachtwandeln verurteilt.

Einst fuhr ein Nikolsburger Bauer mit seinem Sohne in die Frauenmühle bei Pulgram an der Thaya, um dort sein Mehl abzuholen. Spät vom Hause aufbrechend, mußte er bei Nacht den Wald durchqueren. Der Bauer glaubte nie an Gespenster und solches Zeug, hatte daher auch keine Furcht. Zur Vorsicht sagte er jedoch zu seinem Sohne, er möge, falls ihnen ein Jäger begegne, diesen ja nicht ansprechen. Die Pferde waren schon müde und kamen nur langsam vorwärts. Mittlerweile war es Mitternacht geworden. Der Bauer knallte mit der Peitsche, um das Gespann ein bißchen aufzumuntern; dann saß er wieder still und träumte vor sich hin. Da riß ihn ein lautes Singen und Pfeifen aus seinem Schlummer. Auch hörte er ein Brechen von Zweigen und rauschendes Laub. Das Singen kam näher und näher und kurz darauf schritt ein großer Jäger über den Weg, das Gewehr auf der Schulter und den Stock in der Hand. Vor dem Wagen stehen bleibend, hielt er im Singen inne und blickte den Bauer mit starren Augen an, darauf wartend, ob man ihn anspreche. Der Bauer aber, der jetzt an den verwunschenen Jäger glaubte, hütete sich wohl, ein Wort an ihn zu richten; denn sonst wäre der Jäger erlöst gewesen und der Bauer hätte statt seiner die nächtliche Runde im Walde machen müssen. Eine Weile noch stand der Verwünschte vor dem Wagen – und als das erlösende Wort nicht kam, drehte er sich um, piff seinem Hund und verschwand wieder im Walde.

Der Bauer aber erreichte ohne ein weiteres Abenteuer die Mühle.

*Nach einer Mitteilung des Herrn Ignaz Grün aus Nikolsburg.*

Nach einer Sage „Der tolle Jäger“<sup>1)</sup> muß die Seele des (wegen eines gotteslästerlichen Fluches) in Stein verwandelten tollen Jägers, eines Gutsherrn, Ruhe suchend bis zur Stunde der Erlösung als Gespenst herumirren. In Jägertracht, auf einem schwarzen Rosse sitzend, durchreitet er die Gegend. Wer zur Nachtzeit den tollen kommen hört, stellt sich hinter einem Baum oder sonst in ein Versteck bei Seite. Nur einer Jungfrau ist es vergönnt, den Ruhelosen zu erlösen.

Bei allen germanischen Stämmen ist die Sage von der wilden Jagd und vom wilden Jäger verbreitet. Manchmal ist die wilde Jagd eine Strafe für den Jäger wegen schonungslosen Jagens. Die meisten dieser Sagen aber werden wohl auf alten Wodansmythen beruhen, wenn auch manchmal viele Züge durch die spätere Verschriftlichung bis zur Unkenntlichkeit verändert wurden.

Auch unsere Sage scheint ihre heutige Form erst nach zahlreichen Wandlungen erhalten zu haben.

<sup>1)</sup> Bei Stein im Krainerland.

*Quelle:* Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 101 ff.

## Rakwitz [Rakvice]

### Die versteinerte Jungfrau bei Rakwitz <sup>1)</sup>

Da der wohlgepflegte Wildstand auf den Herrschaften Eisgrub und Lundenburg besonders in früheren Jahren so manchen Wildschützen anlockte, haben sich in den dortigen Gegenden unter dem Volke auch verschiedene Jäger-Sagen gebildet, von denen die folgende aus der Umgebung von Eisgrub stammt.

<sup>1)</sup> Rakwitz ist heute wohl ein tschechisches Dorf, hatte aber gleich Kostel und Schakwitz in früheren Jahrhunderten deutsche Bewohner.

Im Dorfe Rakwitz nächst Eisgrub lebte vor vielen Jahren ein Wildschütz, welcher dem Jäger des benachbarten Reviers schwere Sorgen machte. Trotz alles Aufwandes an Zeit und Mühe, und obwohl ihm der Schädiger seines Wildstandes gar wohl bekannt war, konnte er ihn doch nicht fangen, da der Frevler viel zu schlaue und verwegene war. Als der Jäger sich endlich nicht mehr anders helfen konnte, nahm er seine Zuflucht zu übernatürlichen Mächten und brachte es mit Hilfe eines Zauberers zuwege, daß der Wilddieb, wie er eben von der Jagd heimkehrte, in eine Steinsäule verwandelt wurde. So stand er dort am Walde viele Jahre lang, alljährlich von dem Jäger mit Hemd und Hose versehen; denn diese Verpflichtung hatte der Jäger auf sich nehmen müssen.

Eines Abends waren Mädchen des Dorfes in einer Spinnstube beim Rocken<sup>31</sup> versammelt und erzählten einander (wie gebräuchlich) allerlei und auch schaurige Geschichten. Da kam denn die Rede auch auf den verwünschten Raubschützen und sein trauriges Ende.

Ein etwas übermütiges, starkes Mädchen erbot sich, den Steinmann auf ihren Schultern bis in die Stube zu bringen, und machte sich auch sofort auf den Weg. Atemlos und in banger Erwartung harrten indes die Zurückgebliebenen. Da erschallen schwere Tritte, die Tür öffnet sich und herein tritt – das Mädchen, den Raubschützen auf dem Rücken tragend, der seine steinernen Finger tief in den keuchenden Busen des Mädchens eingekrallt hatte.

Entsetzt fuhren alle in die Höhe und forderten, als sie die Sprache wiedergefunden hatten, das Mädchen auf, den unheimlichen Gast sofort auf seinen Platz zurückzubringen. – So kehrte sie denn um.

Als sie aber zur Stelle gelangt war, öffnete sich plötzlich die Erde und beide – denn noch immer ließ das steinerne Ungetüm das Mädchen nicht los – fuhren hinab in die Tiefe, wo sich ein großes Gewölbe vor ihnen auftat, das dicht mit Särgen angefüllt war. Über alle diese Säрге mußte das Mädchen mit ihrer schweren Last hinwegschreiten. Wie es beim letzten angelangt war, erhob sich aus ihm ein uralter Greis mit schneeweißem Haar und Bart; der sprach: „Du (und damit wies er auf den Versteinerten) bist erlöst; dagegen nimm du (und er streckte seine hageren Finger gegen das Mädchen aus) als Strafe für den frevlen Übermut und weil du die übernatürlichen Mächte verspottet hast, seine Stelle als Statue ein!“ – So geschah es auch. Als beide wieder an die Oberfläche zurückgekehrt waren, schloß sich mit fürchterlichem Getöse der gähnende Schlund. Der erlöste Wilderer ging von dannen, während der Körper des unglücklichen Mädchens, das ohnehin vor Schrecken mehr tot als lebend war, immer kälter und starrer und endlich ganz versteinert wurde.

---

<sup>31</sup> ein meist stabförmiges Gerät, an dem beim Spinnen die noch unversponnenen Fasern befestigt werden.

So mußte es viele Jahre in diesem verwünschten Zustande stehen, da alle Bemühungen des dankbaren Wildschützen, seine Erlöserin zu befreien, nichts fruchteten. Die erprobtesten Teufelsbanner vermochten nichts auszurichten. – Da hörte der Mann über den Pfarrer in der benachbarten Stadt Ausspitz erzählen, daß diesem auch der ärgste Spuk und der mächtigste Zauber nicht widerstehen könnte. Er wendete sich nun an diesen Pfarrer. Allein auch der machte zweimal vergebliche Versuche, bis es endlich beim drittenmale der Kraft seiner beschwörenden Sprüche und Gebete gelang, den Zauber zu brechen.

Aber froh wurde das Mädchen Zeit seines Lebens nimmer; die Schrecken jener furchtbaren Nacht waren zu groß gewesen und bald nahte ihm der erlösende Tod.

Von Franz Kraetzl. (Lundenburg.)

*Quelle:* Südmährische Sagen aus den Pollauer Bergen. S. 108 ff.

## Unter-Tannowitz [Dolní Dunajovice]

### Der Löwe von Unter-Tannowitz

Dem Besitzer des Hauses Nr. 87 wurde bei der Geburt der Tochter prophezeit, sie werde, noch jung, durch einen Löwen umkommen. Der glückliche Vater hielt diese Vorsehung für einen schlechten Scherz und machte sich darüber lustig.

Als das Mädchen zur hübschen Jungfrau erwachsen war, fand einmal im Zimmer des Elternhauses eine lustige Zusammenkunft statt. Während man beim Mahle saß und sich frohgelaut den Tafelfreuden hingab, fiel die gipserne Löwenfigur, welche an der Decke angebracht war, herab und erschlug die unter ihr sitzende Tochter des Hauses. So soll das blühende Mädchen ein frühzeitiges Ende gefunden haben.

*Quelle:* Karl Petzina, Heimat Südmähren - Sonnenland an der Thaya. S. 73.

### Der Maulwurf und der Geizkragen

In Unter Tannowitz lebte der geizige Bauer Toufar. Er half niemandem, auch seinen eigenen Kindern nicht. Am meisten tat es ihm leid, dass er schon alt war und das angehäuften Geld nicht ins Jenseits mitnehmen konnte. Als er fühlte, dass er bald sterben würde, vergrub er die Truhe mit seinen Reichtümern in Lehm Boden der Stube. Sein Geiz brachte ihn jedoch nach dem Tode in die Hölle.

Eines Tages zur Erntezeit ging Toufars Tochter Stefanie durch die Stube und bemerkte einen kleinen Erdhaufen, den ein Maulwurf angehäuften hatte. Sie holte einen Spaten und wollte den Hügel ausstechen, als sie auf ein hartes Hindernis stieß. Sie grub immer weiter, bis sie eine Eichentruhe entdeckte. Gleich erinnerte sie sich, dass es jene war, in der ihr Vater immer sein Geld aufbewahrt hatte. Sie zog sie bereits aus der Erde, als sie plötzlich ein Klopfen hörte. „Wer ist da?“, fragte Stefanie. Aber das hätte sie nicht tun sollen. Die Truhe rutschte aus ihren Händen und der Boden ebnete sich, als hätte sie ihn nie berührt. Von unten ertönte eine düstere Stimme: „Weh mir! Ich Armer muss noch lange warten, bis ich alles verteilen kann, was ich unter der Erde gelassen habe.“

Alle zehn Jahre gibt der Maulwurf ein Zeichen, wo gegraben werden soll. Jedes Mal ertönt aber das Klopfen des Teufels und jener, der die Truhe findet, fragt immer, sodass es bisher niemandem gelungen ist, den Schatz zu bergen. Die Seele des Geizkragens bleibt so zehn weitere Jahre in Höllenqualen und seine Reichtümer verborgen unter der Erde.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 16.

## Unterwisternitz [Dolní Věstonice]

### Warum hier so viele Felberbam stehen

Als der Herrgott mit Petrus in Südmähren das Land verteilte, kam er von Untertannowitz über die Äcker nach Oberwisternitz. Petrus fragte: „Wos gehma den Oberwisternitzern?“ Darauf antwortete der Herrgott „Große Felder“. So erhielten die Oberwisternitzer große Felder zwischen Thaya und Berg.

Sie gingen weiter nach Unterwisternitz und wieder fragte Petrus: „Wos gehma den Unterwisternitzern?“, worauf der Herrgott ebenfalls „Große Felder“ sagte. Petrus, der entweder er schon schlecht hörte oder grade unaufmerksam war, verstand aber „große Felber“<sup>32</sup>. So erhielten die Unterwisternitzer wenig Felder aber in der Thaya-Au eine große Menge an „Felberbam“.

Tatsächlich liegt das Gemeindegebiet von Unterwisternitz eingezwängt zwischen den Gemeinden Pollau, Tracht und Oberwisternitz.

*Quelle:* Eine uralte und über Generationen erhalten gebliebene Erzählung, überliefert von Heinrich Fischer. Besten Dank! (fd)

### Der Hexenritt von Unterwisternitz

Die Kirchtagsfreude in Unterwisternitz erfuhr einmal vor langen Jahren zum Beginn der der Mitternachtsstunde eine empfindliche und schaurige Störung.

Die Turmuhr schlug die Geisterstunde, als plötzlich drei auf Ofenschüsseln reitende Hexen dreimal um die Kirche herumtummelten und dann ihr Hexenwesen auf dem von den Tanzlustigen verlassenen Tanzplatz trieb.

Um diese Zeit, zwischen 12 und 1 Uhr, wagte niemand den Tanzplatz zu betreten. Ein ausgelassenes Mädchen betrat aber trotz aller Warnungen von Eltern und Freundinnen den Tanzboden, wo es sofort von einer der Hexen bis zu ihrem Elternhaus verfolgt wurde, die ihr sogar über das verschlossene Tor nachklettern wollte.

Endlich schlug es Eins vom Turm, die Geisterstunde hatte ihr Ende, die Macht der Hexe war vorbei, und mit Drohungen zog sie ab.

*Quelle:* Theo R. Seifert Sagen aus Nikolsburg und Umgebung. / Heimat Südmähren - Sonnenland an der Thaya. S. 72 f.

### Die Hexen beim Dorffest / Der Hexenritt von Unterwisternitz (2)

In Unter Wisternitz war das Tanzfest gerade am Höhepunkt angelangt, als über der Kirche drei Hexen erschienen. Sie flogen dreimal um sie herum und stürzten sich dann hinunter zu den Tanzgästen. Diese liefen entsetzt davon und der Dorfplatz war wie leergefegt. Nur die Musiker schafften es nicht rechtzeitig und mussten für die Hexen zum Tanz aufspielen.

Die neugierige Annie aber schlich sich aber vor das Gasthaus, wo die alten Hexen tobten. Eine von ihnen entdeckte sie aber und rief ihre Gefährtinnen. Sie schwangen sich auf ihre Besen und jagten wild hinter dem Mädchen her. Nur knapp gelang es Annie die Tür zuzuschlagen und den Riegel vorzuschieben. Die Hexen flogen wütend um das Haus herum, sogar den Schornstein stießen sie um. Aber da schlug die Turmuhr Mitternacht und ihre Macht war zu Ende. Sie fauchten und flogen in Richtung Turoid weg.

In Unter Wisternitz begannen seit dieser Begebenheit die Tanzfeste schon am Nachmittag und endeten vor Mitternacht, damit die Hexen nicht wieder Lust zum Tanzen bekamen.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 10.

---

<sup>32</sup> Felberbam ... Weidenbäume.

## Die Feuermännchen an der Thaya

Auch auf den Wiesen rund um die Thaya bei Unter Wisternitz sah man oft Feuermännchen. In der Nacht stellten sie alles Mögliche an, sprangen auf den Steinen herum, tanzten wild und kreischten. Immer wenn sie am anderen Ufer einen Menschen erblickten, setzten sie sich in ein kleines Boot, um ihn mit ihren Lichtern zu erschrecken. Die Menschen liefen meist angsterfüllt nachhause und kamen nachts lieber nicht mehr zum Fluss.

Onkel Joschi war aber neugierig und wartete deshalb einmal, bis das Boot näher kam. Das hätte er lieber nicht tun sollen. Die Feuermännchen warfen mit glühenden Steinchen nach ihm und kreischten so schrecklich, dass er fast taub wurde. Der arme Joschi lief mit blauen Flecken übersät und durchlöcherter Mantel ins Wirtshaus. Dort erzählte er allen, was ihm am Fluss geschehen war, aber niemand wollte ihm glauben.

Die Feuermännchen tun keinem Mensch etwas zu leide, sie mögen es nur nicht, wenn sie jemand beobachtet und keine Angst vor ihnen hat.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 49.

## Der grüne Junge

Eines Tages ging Onkel Salajka von Wisternitz nach Tracht und sah an der Thaya einen hübschen Jungen sitzen, der heftig weinte.

„Wer hat dich denn hier sitzen lassen?“ Der Junge antwortete nicht, sondern zeigte nur in Richtung Tracht.

Da sagte der Onkel: „Na dann komm, spring auf meinen Rücken. Ich trage dich dorthin, vielleicht kennt dich dort jemand.“ Aber Schritt für Schritt wurde der Junge schwerer und schwerer.

Der Onkel dachte sich: „Ein Stückchen noch, bis zum Fluss und dann ruhe ich mich aus.“ An der Thaya verwandelte sich der Junge aber in einen Wassermann und verschwand im Wasser.

Der Wassermann Alfred tauchte aus dem Wasser auf: „Onkelchen, hätt'st mi' nid heretrohng, daunn wär i aunders mit dia vafoahn. Ins Wossa hätt' i di zogn! Aber da host, für d'Plog ... “ Und er reichte ihm einen prächtigen Karpfen. Seitdem geht der Onkel lieber nicht mehr zur Thaya, und wenn schon, dann nur mit seiner Frau.

*Quelle:* Geheimnisvolle Sagen um die Pollauer Berge und aus dem Weinviertel. S. 53.



## *Dieter Friedl – aus Geschichten gemachte Gedichte*

„Abenteuer Wien“ (Katzelsdorf)

Im Siemafufzgajoah do soi sei gwesn,  
So kau mas zumindest im Heimatbuach lesn,  
In Katzlsdoaf a Frau mit zwa Gschroppm  
De woit midn Jüngstn amoi Weanaluft schnoppm.  
Drum foahns mit da Bauhn eine noch Wean,  
Ausschdeing tans aum Brodaschdean.  
Und weus grod faungd zum Regnan au  
Frohngs fua an Gschäft an öhdan Mau  
Wo ma si do an Schiam kaufm kau.  
„Easchdn Schdohg“ sogt der drauf glei,  
De Frau denkt si, bei Gott, jo mei,  
Komische Sittn san des scho in dera Schdohd,  
Waunn an Schiam nua der kriagt, der an Schdohg scho hod!

Wias daunn so weidagehn duach Wean  
Sechadns hoid ah an Fühm recht gean.  
Se frohng an Mau da Polizei  
Wo denn do a Kino sei.  
„Grodaus“ sogd drauf da Polizist,  
De guade Frau denkt si nua „Mist,  
Do wüh ma amoi in a Kino gehn,  
Mit Glick goa de Sissi endlich sehn,  
Daunn hod ma dazua goa ka Schaus,  
Weu da Fühm grod jezd is aus.  
Ka Mensch hoit uns jezd fia Noann,  
Drum weama glei zum Brodaschdean foahn!“

Und scho passiat is nexde Mallea,  
Schdohdn Oh-Wong kumd dauand da Nulla dahea.  
Schlussendlich und mit letzta Kroft,  
Haumsas daunn do bis zum Brodaschdean gschofft.  
Bei sofüh Gleis foit schwa de Woi,  
Waunn und wo foagt a Zug noch Bernhardsthoi.  
A Eisenbahna hühfd und sogd drauf glei:  
„Neinzechtafufzig, auf Gleis zwei“,  
„Neinzechtafufzig, a Joah Woatn,  
Do fafoit jo unsa Rückfoahkoatn!“

A Polizist, glei in da Näh,  
Siehd de beidn so traurich schdeh,  
„Wos isn mit eahna passiat, gnä Frau,  
Se schau mi goa so traurich au?“  
„Neinzechtafufzig, easchd in an Joah,  
Soi sei, dos is wieda hahmzua foah!“  
„Is des Ihr Ernst?“ frogt drauf da Mau,  
„Na, da Fraunz hod nua in Ernst'l sein Janka au!“

fd, Februar 1991

## Der Regenkauf (Reinthal)

A Gschicht ausn Heimatbuach hob i scho brocht,  
Iwa a zweite hob i ma ah meine Gedaunkn so gmocht.  
Und zwoa is gfoin mei schware Woi  
Aufn Regnkauf, a Gschicht aus Reinhthoi.

Fua launga Zeit woas so oag trockn,  
Dos d´Bauan in da Gmoa beinaundahockn  
Und iwalehng, berohdn, schwitzn,  
Wos kau ma tuan geng so a Hitzn?  
Do foid an Bauan plötzlich ei,  
In Föhdsberg soi a Apotheke sei,  
Der hod wos damit´s wieda rengd,  
Mit sowos wah de Frucht scho xengd.  
Da Gmoadiena soi hoid schnöh laufm  
Und um siebzg Hölla des glei kaufm.

In da Fruah, aum nexdn Tog glei drauf,  
Mocht si da Gmoadiana noch Föhdsberg auf.  
Um siebzg Hölla falaungda duat daunn an Reng  
– Retourgöhd auf an Guidn is no kans im Ladl gleng –  
So iwardt eam da Apotheke zu an Reng fia an Guidn,  
Do brauchta eam ka Göhd meah schuidn.  
Dreißg Hölla meah kau ned so tragisch sei,  
De Hauptsoch is, es regnd glei.  
Gaunz hamlich gibt da Apotheke a Bea in a Schachtal nei,  
Erklärt eam no, recht fuasichtich sei,  
Weu kumd eam da Reng scho fria aus,  
So gibts kan zweitn bei eam z´Haus.

Bis kuazz fua Reinhthoi isa no kumman,  
Imma schdeaka wiad des Brumman,  
Er kau dem Zaubu ned recht traun  
Und wü nua kuazz ins Schachtale schau.  
Do, mid an Schuss, fliagt d´Bea drauf glei los,  
Sei Aungsd fua daham wiad auf amoi recht groß.  
Do schickns eam weg, glei mid an Guidn,  
Wauns jezd kan Reng gibt, schdeckta in Schuidn.

Hamlich in da Nocht schleichta si z´Haus,  
Aum nexdn Muang brichts Gewitta scho aus.  
A Reng, wiakli scho ohne an End,  
Wia man do scho laung ned hod kennt,  
Iwaschwemmt ollas, ah in Buagamasta sei Haus,  
Und easchd de Frucht schaut no trauricha aus.  
Jetzt frohngs in Diena „Wos hosdn do kauft,  
Dos ois umadum im Wossa dasauft?“  
„Jo, der hod ma auf mei Göhd ned aussagehm kenna,  
Jetzt hob i miassn um an Guidn in Regn hoid nehma.“

Auf des hinauf woa ollan kloa,  
Wer Schuid aun oi dem Unheu woa.  
Und da Gmoadiena, mit Schimpf und Schaund,  
Is schnöhsdens aus da Uatschoft graunnt!

fd, Februar 1991

## Der Pferdedieb (Bernhardsthal)

Do gibts no so a Gschicht aus fagaungana Zeit  
Von an Zuagrasdn, der woa ned gaunz gscheid,  
Der hod Pfeed gschdoin, glohng und lauta so Sochn,  
Dem Gaunzn woitn d'Bernhardsthola an Riegl fuamochn.

Fias easchde, damit ned no meah passiat,  
Hod eam da Oats-Schandahm moi eikassiat.  
Fo duat isa boid scho kumman fuas Gricht  
Und ah da Richta mocht ka launge Gschicht.

Fia imma soita sis meakn da Mau,  
Dos ma sowos gaunz afoch ned mochn kau.  
Er kumt aunan Goign, aus und Schluss,  
Ah d'Leit haum nochand kan Fadruss.

So bauns hoid daunn noch kuazza Zeit  
An Goign auf, de Haundweaksleit.  
De Fraun die des sehng owa mochn a Gschraa,  
Wos des denn fia a Mode waa:

„Unsa Goign is nua fia uns und unsre Kinda,  
Ned fia so an zuagrasdn Rasslbinda!“

fd, März/April 1991